

Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 11 (1891)

Artikel: Ein Streifzug in die Llanos von San Martin
Autor: Röthlisberger, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-321830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

II.

Ein Streifzug in die Llanos von San Martin.

Vortrag des Herrn Prof. *Ernst Röthlisberger* in der Monatsversammlung vom
29. Januar 1891.

Den 7. Dezember 1883, morgens 5 Uhr, galoppierten vier Reiter auf schnellen Rossen durch die in Dunkelheit gehüllten Strassen der Hauptstadt der südamerikanischen Republik Colombia, Bogotá. Vom unebenen Strassenpflaster sprühten unter den Hufen der Pferde Funken empor. Geheimnisvoll und dunkel wie die Nacht lag die Zukunft vor uns, und der Gedanke, dass es galt, ein unbekanntes Gebiet zu durchstreifen, dessen Gefahren der Einbildungskraft doppelt gross erschienen, erfüllte unsere Brust mit einem fast behaglichen Schauer und einer anziehenden Furcht, da wir uns ebenso tapfer und muthig wie bedroht erschienen. Die alten, in der Jugend mit verzehrendem Eifer gelesenen Geschichten von Löwen- und Tigerjagden, von Zusammenstössen mit wilden Indianern, Vieh- und Büffelherden, von einem Lederstrumpfleben tauchten in der Phantasie empor. Das Gespenst des gelben Fiebers grinste uns an, uns mit Todesahnungen erfüllend. Es war uns, wie wenn wir Bogotá zum letzten Male sähen, der Civilisation ein letztes Lebewohl sagten . . . Schweigend, fast trübsinnig ritten wir dahin, heimlich auf Augenblicke die Expedition bereuend. Niemand aber schaute zurück. Als der Tag gegen 6 Uhr rasch anbrach, waren wir schon auf dem Wege, der von Bogotá in südlicher Richtung an der Ostcordillere hinanläuft. Die Geister begannen sich zu beruhigen, und frohe Lebenslust erwachte. Scherzend und singend ritten wir davon.

Es war aber auch eine gutgelaunte, junge Gesellschaft, bestehend aus zwei in höhern Semestern stehenden Mediziner, einem 17jährigen Gymnasiasten und mir. Einer der Mediziner und der Gymnasiast waren Söhne des grössten Besitzers von Land und Herden in demjenigen Teile der Llanos, welchen wir durchstreifen wollten, Söhne

einer durch Arbeitsamkeit ausgezeichneten Familie, deren Haupt, Dr. Restrepo, sich durch rastlosen Eifer, hohe Kenntnisse und gewandte Führung seiner Advokaturgeschäfte eine hervorragende Stellung in Bogotá, besonders unter den Juristen und liberalen Politikern erworben hatte.* Der zweite Mediziner war aus dem Staate Cauca gebürtig, *el negro Abadía* genannt, ein Mischling zwischen Neger und Weissen, strebsam, sehr geschickt als Student und ebenso dienst- als schlagfertig und witzig — ein ausgezeichneter Reisebegleiter. Es fand sich zusammen, was so selten auf Reisen beisammen ist: Vorkenntnisse über das zu begehende Land, Beobachtungsgeist, angenehme, verträgliche, gesunde Persönlichkeiten, sowie der nötige Ernst, da man nicht dem Sprichworte huldigen wollte: *Mentitur qui multum vidit*.

I.

Nach 3 $\frac{1}{2}$ stündigem, scharfem Ritt hatten wir die Passhöhe d. h. den Sattel der Ostcordillere erreicht, welche wie eine Rampe der Savana von Bogotá nachgeht. Wir standen auf dem *Boqueron* (Schlund) von Chipaque, 3223 Meter über Meer. Ein eisig kalter Wind blies. Fröstelnd hüllten wir uns in unsere Ruanen und suchten so schnell als möglich an dem armseligen Kreuz aus Holz vorbeizukommen, das links auf der Höhe stand. Auf steinigem Hohlwege ging es auf der andern Seite ins Thal hinunter, das dichter Nebel verbarg. Wir bogen bald von der Strasse ab und ritten etwa eine Viertelstunde links zu einem Landhause hinüber, das in einer von dem ältesten Sohne Felix Restrepo verwalteten Hacienda noch in ziemlich kaltem Klima lag.

Die *peones*, Arbeiter derselben, sowohl Indianer wie Indianerinnen, hatten sich zum Frühstück wie Zigeuner um grosse Kessel herumgelagert, in denen eine Suppe, aus Kartoffeln, Reis, Mais und *juca* genährt, brodelte, die sich jeder mit seinem Löffel herausschöpfte. Die Indianer dieser Gegend sind denjenigen der Savana (Hochebene von Bogotá) ähnlich; sie waren unter eigenen Häuptlingen einst dem Zipa von Bocatá unterthänig gewesen, standen somit unter der gleichen politischen und religiösen Gesetzgebung wie die *chibchas*. Wie diese sind sie noch heute folgsam und sanft. Interessant ist die Namensgebung derselben, da die Spanier eigentliche Geschlechtsnamen für

* Eine besondere Meldung verdient die ausgezeichnete, unerschrockene Gattin Herrn Restrepo's, die denselben auf gefährvollen Reisen begleitet hatte und deren Fürsorge auch ich mich dankend erinnere.

sie nicht zur Hand hatten; viele heissen nach Orten: Bogotá, Cipaque, Bojacá oder dann *Piernagorda*, Dickfuss, *Chizo*, *Ladino*.

Nachdem ein einfaches Frühstück eingenommen war, ging es hinab ins Dörfchen Chipaque, dessen viereckiger Platz in Abdachung liegt und von einer Kapelle, einer Kirche und einem Amthaus umgeben ist. Umsäumt wird das Dorf durch tiefgrüne, mit hohem Gras bewachsene Weiden und Getreidefelder. Um die Häuser herum laufen Hühner in grosser Zahl; Schweine werden mit dem vielen gepflanzten Mais gemästet. Chipaque hat seit mehreren Jahren grosse Fortschritte im Ackerbau gemacht; es ist heute ein Bild der Fruchtbarkeit und der Arbeit.

Etwa eine Stunde weiter unten vertauschen wir die Pferde mit Maultieren, da der Weg nun schlechter wird. In scharfem Abstieg gelangen wir in das Thal des Flusses Cáqueza, der schon in heisser, Wohlgerüche ausströmender Gegend (*tierra caliente*) dahinrauscht. Das Dörfchen Cáqueza ist aber sonderbarerweise nicht unten am Flusse, sondern etwa 300 m über demselben erbaut, so dass alle Strassen und auch der Platz, auf dem ein mächtiger Feigenbaum steht, schief liegen. Von hier aus hat man eine schöne Aussicht auf die Felsenstöcke, welche *los Organos*, die Orgel, genannt werden.

Wir machen die Wahrnehmung, dass der Fluss sich immer tiefer einfrisst, aber nur auf der Seite Land wegschwemmt, die nicht bebaut ist, auf der linken Seite, wo die Ufer steil abfallen und erst weiter oben Absätze bilden, auf denen hie und da ein sonnenbeschienenes Häuschen eines Indianers freundlich aus Pflanzungen herauschaut. Auf dem rechten Ufer aber liegen schöne gelbe Zuckerrohr- und Maisfelder, welche das Eingreifen des Menschen in den Zerstörungsprozess der Natur sehr lohnend machen. Nach Art der Weganlage der Spanier folgen wir nun aber nicht dem Flusse, um aus dem Thale herauszugelangen, obschon der praktische Blick des Herrn Restrepo diesen natürlichen Weg erkannt und er denselben bereits abgesteckt hat, sondern mit Aufwand von vielen Kräften reiten wir hoch über die Gebirgsjoche hin, welche dem Flusse folgen, speciell über den *alto de Guatoque*.

Unzählige Falten und Runzeln der Cordillere thun sich auf, die alle gegen Osten zu sich abdachen wollen. Es ist ein wahres Labyrinth von Gipfeln, ein Hochgenuss oder ein Schrecken für den Berufsgeographen.

Vor uns sehen wir ein grosses Thal sich öffnen, aus welchem der Rionegro, das Schwarzwasser, herausfliesst; beim spitzigen, niesenähnlichen Vorgebirge Santa Ana vereinigt er sich mit dem Flusse

Cáqueza, und zusammen drängen sie sich durch kahle, gelbe, abschüssige Halden, an denen nicht einmal Weiden angelegt werden könnten, da hier einst wohl barbarische Abholzungen vorgenommen worden sein mögen.

Mit Singen und Schiessen auf Schnepfen, welche aus den Gebüschchen am Wege aufflattern, vertreiben wir uns die Zeit, überschreiten endlich den letzten Hügelknopf, der das Thal einzwängt, und steigen gegen 5 Uhr abends über einen steilen Weg herunter, zu dessen Seiten hübsche Cactuspflanzen blühen. Wie die Sonne hinter den Bergen verschwindet, gelangen wir in eine *posada* oder ein Pseudowirtshaus, wo nach einigem Kapitulieren mit der Wirtin uns ein frugales Nachtessen gereicht und ein noch bescheideneres Lager angewiesen wird. Zwei schlafen draussen im Hofraum unter dem Dach in Hängematten; zwei liegen in einem dumpfen, übelriechenden Zimmerchen am Boden und machen Bekanntschaft mit dem Ungeziefer. Wir müssen uns nun langsam gewöhnen, die Nacht in Hängematten zuzubringen, was zuerst sehr ermüdet, bis man die richtige Stellung erlernt hat. Diese besteht darin, dass man sich nicht der Länge nach, sondern quer schräg in die Hängematte legt, so dass dieselbe in der Mitte möglichst ausgespannt ist und der Kopf nicht zu hoch liegt. Wir lachen über die Herberge, uns wie Don Quijote einredend, wir hätten in einem *fermoso castillo*, einem herrlichen Schloss, geschlafen. Auch die Tiere haben magere Kost gehabt und traben am andern Tage nicht munter davon.

Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens setzen wir uns in Marsch, und es erfolgt eine erste Prüfung. Nicht weit von der *posada* war früher eine eiserne Brücke über den zwischen zwei Felsblöcken eingeengten Strom gelegt gewesen, so dass man diesen Punkt den *puente de hierro* nannte. Man hatte sie mit grossen Kosten von den Vereinigten Staaten kommen lassen, aber man höre und staune! zu kurz bestellt, so dass die beiden Enden nur einige Centimeter auf den Pfeilern auflagen. Statt die Brücke nun sorgfältig zu überwachen, liess man sie zerfallen, und die Einwohner des gegenüberliegenden Dörfchens Quetame gingen in ihrer Dummheit und Bosheit so weit, der Brücke den Tod zu wünschen. Dieser erfolgte eines schönen Tages, indem die Brücke in der Mitte einknickte und in den Fluss stürzte! Nun führt allerdings ein Kabel, an dem ein Korb befestigt ist, von einem Pfeiler zum andern; aber wir mussten mit unsern Tieren übersetzen. Glücklicherweise war der Fluss nicht besonders tief, und wir hatten nicht zwei oder drei Tage zu warten, wie das denjenigen geschieht, die ihn hochangeschwollen treffen. Man gab uns einige Verhaltensmassregeln an, und hinein ging es. Das

Wasser kam den Tieren bis an die Mitte des Sattels hinauf, so dass wir eher auf den Pferden lagen, als ritten. Es muss der Reiter es sich nun zur Pflicht machen, nicht das Wasser, sondern das Pferd anzusehen, sonst wird er betäubt und ist verloren; es erfasst ihn Schwindel, und er wird, wie dies jedes Jahr einigen Unerfahrenen zustösst, weggeschwemmt. Es scheint nämlich alsdann das Wasser nicht zu fliessen, sondern eine unbewegliche Fläche darzustellen; der Reiter aber scheint mit der Schnelligkeit des Wassers abwärts zu gleiten. Mit etwas sonderbaren Empfindungen langten wir am andern Ufer an, jedenfalls mit eingenommenem Kopf. Erst nach einiger Uebung konnten wir später ohne Verwirrung über solche Flüsse setzen.

Der folgende Weg ist durch die Regierungsingenieure ausnahmsweise gut oben an der Bergeswand des linken Flussufers ohne grosse Steigungen und Senkungen, aber nur ein Meter breit angelegt worden und folgt den Einbuchtungen kleiner Bäche gelehrig. Lehne ist keine angebracht, so dass einer der Unsrigen, als ein Maultier plötzlich in übler Laune ausschlägt, absteigen muss, um nicht etwa in das mehrere hundert Meter tiefer fliessende Schwarzwasser hinunter zu rollen!

Es ist der 8. Dezember, der Tag des Festes der unbefleckten Empfängnis, das sich merkwürdig schnell in Colombien eingebürgert hat. An allen, auch den armseligsten Häuschen sind Tücher an Stangen fahnenartig herausgehängt, meist weisse Mousselintücher mit blauen Bändern verziert, bei den Armen aber, wo solche nicht erhältlich sind, Halstücher, farbige Schnupftücher, Bett- oder Fenster Vorhänge, auf die etwa ein oder zwei Buchstaben aus Goldpapier genäht sind. Bei den Aermsten hat man Büschel aus glänzenden Beeren oder Rosen herausgehängt, den Schmuck der Natur! Es hat diese Einmütigkeit der Katholiken, ein solches Fest zu feiern insofern etwas Erhebendes, als man sich in einem christlichen Lande fühlt und somit die ursprüngliche Barbarei etwas bekämpft sieht.

Nach Monte Redondo, dem runden Berg, an dessen Abhang Indalecio Llévano eine Zuckermühle mit eisernem Räderwerk angelegt hat, wird die Route sehr interessant. In das Schwarzwasser mündet der Rio Blanco, der vom Páramo von Sumapaz herabkommt. An den abschüssigen Halden dieses Flusses entlang muss im Jahre 1538 der Deutsche Federmann mit seinen 165 Mann und einigen Pferden aus den Llanos auf die Hochebene von Bogotá hinaufgelangt sein eine unbegreiflich kühne Leistung, da diese Gegend heute einfach unzugänglich ist.

Wir kommen zu dem weiten Seitenthale von Chirajara, in dessen Tiefe ein wildes Hochwasser, das Felsblöcke mit sich geschwemmt

hat, rauscht. Der Weg läuft an den Seitenwänden in einem Bogen von einer halben Stunde hin. Einige Stellen, wo Abrutschungen stattgefunden, sind zu einem so engen Fusspfad geworden, dass man hier niemandem begegnen darf, weil man nicht ausweichen könnte, und dieselben passiert, nicht ohne mit einiger Besorgnis in die Tiefe zu blicken. Von der andern Seite des Halbkreises aus sehen wir Lasttiere mit breiten Fellen beladen, welche die Seitenwand streifen, ganz ungescheut diese gefährlichen Stellen überschreiten, aufs neue die unvergleichliche Marschsicherheit eines guten Maultieres darthwend.

Das folgende Stück Weg hatte der Regierungsingenieur Dussan über Abgründen ein bis zwei Meter breit in Felsen hauen lassen. Man wird dieser Weganlage, die leider in Colombien zu selten nachgeahmt wird, die Anerkennung um so weniger versagen können, wenn man bedenkt, dass die Arbeiter vom oben liegenden Urwald aus mit Seilen an den Felsen heruntergelassen werden mussten, um Pulverlöcher zu bohren und die Sprengungen vorzunehmen.

Die Felswand tritt zurück, die Seitenthalwand wird zugänglicher, einige Bergwasser sind so wundervoll von Gebüsch und Urwald umgeben, dass sie wahre Landschaftskleinodien bilden. Neben der Schönheit die Gefahr! Die Holzbrücken, welche über die reissenden Wildbäche führen und etwa aus einem, höchstens zwei Balken mit darübergelegten Brettern und Erde bestehen, ohne dass eine Lehne schützend wirkte, sind dazu nicht einmal in gutem Zustande und oft durch Rutschungen beschwert. Wir überschritten eine solche, die zwei Tage später unter einem Viehtransport einfiel.

Gegen Abend kamen wir nach Susumuco, einer Hacienda des Herrn Restrepo. Unten im Thal liegt ein Wohnhäuschen mit einer Zuckermühle. Eine Viertelstunde weiter oben in ganz schweizerischer, speciell emmenthalischer Weidelandschaft liegt das Landhaus der Familie Restrepo, die in diesem stärkenden Klima oft einige Monate zubringt. Das Thal ist eng; gegenüber liegt dichter Wald, ein sehr ergiebiges Jagdrevier, wo der Jaguar haust. In der Nähe von Susumuco, wo ich die ersten Chinarindenbäume sah, stürzt ein prächtiger Wasserfall aus einer Felsenspalte zu Thale.

Sonntag den 9. Dezember begegneten wir vielen Viehherden, die in Partien von 20—30 Stück langsam und unter stetem Geschrei der Führer gegen Bogotá zu getrieben werden und den Reiter oft aufhalten. Der Transport dauert für die armen Tiere wenigstens sieben Tage, und die Entbehrungen, die sie wegen Mangel an Tränkeplätzen und Futter leiden, sind gross, trotzdem man einige Weiden am Wege angelegt hat; namentlich aber ist die Ermüdung und die

Verwundung der Klauen derart, dass auch die schwersten Tiere manchmal ganz abgemagert auf der Savana ankommen und wegen der durchgemachten grossen Temperaturunterschiede Lungenkrankheiten und gar nicht selten der Tuberkulose zum Opfer fallen.

Uns erheitern besonders die Vögel, so die *mochileros* mit gelbem, glänzendem Gefieder, welche ihr Nest in der Form von hänfenen Beuteln hoch oben in den Palmen befestigt haben und ab- und zufliegen, sowie die kleinen Colibris, welche durch die Luft schwirrend einen Farbenstrahl hinter sich zurücklassen.

Heute wird man sich dem Genusse der Natur ganz hingeben können, indem der neue, von Herrn Restrepo von Susumuco bis in die Llanos angelegte, ziemlich breite Weg beendigt ist. Die Seitenbäche werden durch denselben umgangen, während man damals in solche von 100 Fuss Tiefe fast senkrecht hinabsteigen musste. Der ausgezeichnet entworfene neue Weg, dessen Vorzüge wir deshalb schätzen lernten, weil wir noch einen Teil des alten fast bodenlosen Weges kosteten, führt in einer Steigung von höchstens 12^o/_o, meist aber nur 5^o/_o auf die letzte Höhe der Cordillere hinauf, auf die Höhe von Buena Vista. Einige mächtige Baumstämme waren von oben herunter schräg auf die Strasse gelegt worden, so dass der Reiter absteigen und, sich bückend, das abgesattelte Tier unter diesem Verhau hindurchführen musste. Auf der andern Seite standen neben ihren Pferden einige kecke Gestalten von Landbesitzern aus den Llanos, die uns zum Willkomm entgegengeritten waren. Nach cordialer Begrüssung sahen wir uns erst nach der Landschaft um.

Wer beschreibt unser Erstaunen und Entzücken, als wir plötzlich die unabsehbaren Ebenen der Llanos vor uns ausgebreitet sahen! Es ist schwierig, sich eine Idee zu machen und sie auszusprechen über die Unermesslichkeit und Grossartigkeit dieses Panoramas, das jedem Beschauer unzerstörbar ins Gedächtnis gegraben sein wird! Wir stehen auf dem letzten Ausläufer der Cordillere, nur 700 m über Meer, im mächtigsten Urwalde. Rechts brechen Flüsse aus Schluchten in die Ebene hervor. Links sehen wir die Cordillere sich gegen Norden zu verlieren. Sie sendet in die Llanos noch einige Ausläufer hinaus, die in bläulicher Ferne wie vorgeschobene Festungswerke erscheinen. Es sind die durch ein Défilé vom Hauptgebirgszug getrennten Berge von Medina. Vor uns aber in einem vollkommenen Halbkreis von 30 Stunden Radius die Llanos. Es könnte kein ergreifenderer Gegensatz gedacht werden, als der zwischen den massiven, unentwirrbaren Cordilleren, die bis in die Region des ewigen Schnees aufsteigen, und dieser tropischen, gleichartigen Ebene. Gross und majestätisch ist in seiner Einsamkeit und Geschlossenheit der

Ozean; grösser und ergreifender sind die Pampas. Die Fluten sind starr und tot, ein Bild des Grauens und der blinden Gewalt. Die Pampas sind farbenbewegt und mannigfaltig, ein Bild des Lebens, das dem Menschen doch nicht seine gänzliche Ohnmacht predigt, in ihm doch wenigstens Hoffnungen erweckt, wie sie in den Gefährten Colons aufstiegen, als sie das zauberische „Land! Land!“ rufen hörten. Man hält die Pampas für einförmig; sie sind es, von hier aus gesehen, nicht. Denn unzählige Ströme durchschneiden langsam die Ebene wie Silberbänder und scheinen sich in der Ferne selber aufzurollen. Alle diese Ströme sind mit dickem Urwald umgeben, so dass sich drei Farben mit einander streiten, das schimmernde Grau der Flüsse, das saftige Grün-Grau der Weiden (erhöht in der fruchtbaren Regenzeit) und die dunkeln Schatten der Wälder, die wie Flecken das Grün unterbrechen. Und über allem liegt jene niederschmetternde Jungfräulichkeit der Natur, die souverän etwas Einheitliches, aus einem Guss Geschaffenes uns vor Augen führt, etwas, das in seiner mysteriösen Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit uns an unsere eigene Nichtigkeit erinnert und die Allmacht zu versinnbildlichen scheint

II.

Nach anderthalbstündigem Abritt treffen wir in Villavencio, dem „Hauptort“ des Territoriums von San Martin, ein. Dieses Dorf, an die Cordillere angelehnt und erst 1842 gegründet, besteht aus einer längern Gasse, die sich gegen die Cordillere zu öffnet und durch die von dort herunterblasenden Winde bestrichen wird, aus einem mit Gras bewachsenen, grossen, viereckigen Platz und einigen unbedeutenden Nebengässchen. Ein paar hundert Einwohner nehmen die unansehnlichen, mit Palmstroh gedeckten Häuser ein, die nur Boden aus gestampfter Erde haben und sehr primitiv eingerichtet sind. Auch die Kirche mit ihrem Strohdach und Lehm Boden ist übereinfach, eine Art grosser Speicher zu nennen, in dessen Hintergrund ein bescheidener Altar, mit einigen schlechten Bildern eingerahmt, errichtet ist. Post und Amthaus, Sitz des Präfekten und des Gerichts, sind auch solche *ranchos*. Aber ferne sei es von uns, diese Beschreibung in spöttischer Absicht gemacht zu haben; dafür sind uns die Bewohner von Villavencio und namentlich einige Typen derselben viel zu lieb und wert geworden, als dass wir dies könnten. Die treuen und guten Seelen haben uns bei aller Einfachheit mit einer seltenen Dienstfertigkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen und bewirbt — und jedem diesen Leuten sympathischen Reisenden

wird es gleich ergehen. — Ja, die ausgezeichnete Hausfrau Don Ricardo Rojas', dem Hauptassocié Herrn Restrepo, die doch viele Mühe mit uns gehabt und die abwechslungsreichsten kulinarischen Künste gezeigt hatte, liess uns nur unter Thränen von dannen ziehen, ein Beweis der treuen Anhänglichkeit dieser Leute, die wir auch seither immer zu erfahren Gelegenheit gehabt haben.

Villavicencio liegt etwas über 21 Stunden von Bogotá entfernt, die wir in $2\frac{1}{2}$ Tagen zurücklegten. Doch haben in Ausnahmefällen Dr. Restrepo und andere Llaneros dies an einem einzigen Tag gethan, indem sie Tiere wechselten oder einzig gute ritten. Der Ort liegt nur 455 m über Meer und hat eine mittlere Temperatur von 28° . Federmann soll hier ursprünglich eine Schmiede errichtet haben, um seine Pferde zur Besteigung der Cordillere tauglich zu machen. Die Umgebung ist früher Urwald gewesen, der sich in einem breiten Streifen der Cordillere nachzog. Abholzungen machen sie jetzt zu einer freundlichen; häufig ist die *Sensitiva*, Sinnpflanze (*mimosa pudica*), welche bei leisester Berührung ihre Blätter einwärts zieht.

Bevor wir die Umgebung durchstreifen, wollen wir einige allgemeine Notizen über die Llanos geben. Dieselben teilen sich im colombianischen Gebiet in drei Teile, in die ungeheuren Ebenen des Caquetá (Staat Cauca), in die Llanos von San Martin, in denen wir uns befinden und in die nördlich liegenden von Casanare (Staat Boyacá). In diese 805,640 Hektaren, also fast $\frac{2}{3}$ des Gesamtgebietes Colombiens umfassenden Ebenen, die circa zwanzigmal so gross sind wie die Schweiz, teilen sich der Orinoco nördlich und der Amazonenstrom südlich mit ihren Nebenflüssen; hier leben noch circa 100,000 wilde Indianer, eher mehr als weniger. Das in der Mitte liegende Territorium San Martin, früher dem Staate Cundinamarca gehörig, wurde von diesem der Unionsregierung 1867 abgetreten und seit 1868 durch einen Präfekten verwaltet, der direkt vom Präsidenten der Republik ernannt wird. Seine Ausdehnung beträgt nach den einen circa 117,000, nach den andern circa 105,000 Quadratkilometer, also fast neunmal mehr als der Kanton Bern. Der Orinoco bildet im Osten auf 50 Stunden die Grenze gegen Venezuela. Der Hauptnebenfluss desselben ist der Meta, dessen Lauf 220 Stunden beträgt. Ein wunderbares Netz von Strömen aller Grösse durchfliesst die fruchtbare Region; selten braucht man mehr als vier Stunden zu gehen, um wieder auf einen Fluss zu stossen. Die Jesuiten waren die ersten, welche in diesen Gegenden Niederlassungen gründeten, die sehr hohe Einkünfte brachten. Bei der Aufhebung des Ordens aber wurden sie 1773 auch aus Colombien vertrieben, und die gewonnenen Kolonisationsergebnisse gingen wieder verloren. Erst seit

20 Jahren ist das Territorium wieder zu Leben erweckt, dank namentlich der Fürsorge Dr. Restrepos, der die Interessen des Landes mit Wärme überall und als *comisario* (Delegierter) auch im Kongress vertreten hat. Die Zahl der civilisierten Bewohner des enormen Landstriches von San Martin beträgt nur etwa 4000 Seelen; der wilden Indianer mögen in demselben wenigstens 26,000 hausen. Die civilisierten Bewohner haben sich längs der Cordillere angesiedelt und dringen nur langsam in die eigentlichen Pampas vor und zwar von Westen aus Colombien her und von Osten aus Venezuela. Auch am Laufe des Meta haben die Weissen schon Posto gefasst, so dass dieser Fluss eine natürliche Verbindungsstrasse mit der Aussenwelt bildet.

Die zu unternehmenden Streifzüge gingen nun entweder bis zu den äussersten Grenzposten der civilisierten Bewohner, etwa 20 bis 30 Stunden von Villavencio in die Llanos hinaus, oder aber zuerst der Cordillere entlang, wo sich ein Streifen des üppigsten Urwaldes ausdehnt, in welchen besonders viele Palmarten, Quina- und Kautschukbäume vorkommen. In früheren Jahren hatte man aber barbarisch unter den Chinabäumen von der guten Art der *China lancifolia* aufgeräumt, indem man, um deren Rinde zu gewinnen, sie einfach umhieb, die Henne also öffnete, um ihr das goldene Ei, das sie jeden Morgen legte, wegzunehmen. Auch die Kautschukbäume fällt man, statt an denselben Einschnitte zu machen, die hereinrinnende Milch in Gefässe zu sammeln und sie durch Verdampfen des Wassers und Wegnehmen der unreinen Stoffe zu verdichten.

Nachdem man Villavencio verlassen, das Bächlein Parado, dessen durchsichtiges Wasser zum Bade einladet, und die erste grosse *hacienda* der Herren Restrepo und Rojas, *el Triunfo* genannt, durchschritten, gelangt man etwa 15 Minuten nördlich vom Orte zum Flusse Quatiquia, der aus der Cordillere hervorbricht und dem Meta zueilt. Er mag hier circa 60—80 m breit sein, hat klares Wasser, ist fischreich und ziemlich reissend. Das rechte Ufer ist abschüssig. Hoch über den Fluss hatte Dr. Restrepo ein Kabel aus Draht hinüberlegen lassen, an dem ein an einer Rolle hängender Korb lief, in welchem man hinübergezogen wurde. Damals war die Maschine gerade in Reparatur, und so setzten wir etwa 5 Minuten unter dem Kabel, beim sogenannten *paso*, wo das Wasser nicht so tief, aber noch immer reissend genug war, über den Fluss. Auf dem andern Ufer trat man in einen allgewaltigen Urwald.

Achtzig bis hundert Fuss hohe Stämme von mehreren Metern Durchmesser erheben sich da majestätisch, umrankt von einem Schlingpflanzengewimmel, dessen Dekoration das Auge staunend

betrachtet. Da erkennt man den biblischen Cedernbaum, den Ebenholz- und den Sandelbaum, den *caoba*, den *dividivi*, den unzerstörbaren eisernen *guayacan*, den *diomate*, die duftige *aloe* und insbesondere verschiedene Palmenarten. Die Hauptaufmerksamkeit lenkt sofort die Art des *corneto* auf sich, dessen schlanker, polierter Schaft bis zur Höhe von 28 m emporragt. Die verschiedenen Wurzeln steigen vom Boden aus 12 m an den Stamm hinan und umgeben ihn unten wie mit einem Trichter, wie mit einer Pyramide von Gewehrläufen. Die Frucht hat das Aussehen einer grossen, etwa mannhohen Traube, die übrigens nach André 50—80 kg schwer ist. Dann war da die Palme *corozo*, aus deren Fibern Kleider gewebt, und die Palme *cumare*, aus welcher sehr widerstandsfähige Stricke verfertigt werden. Am nützlichsten aber ist die *Mauritio flexuosa* oder gewöhnlich *moriche* genannt, die 15—20 m hoch wird und reich belaubt ist mit Fächerblättern, die wie ein offener Regenschirm ausgespannt sind. Diese Blätter werden zum Decken von Häusern verwendet. Das Mark des Baumes gibt eine Art Brod; ebenso können die Früchte genossen werden. Aus dem Stamm zieht man den Palmwein, und aus den Fasern macht man Stricke, Netze, Hängematten. Das Holz lässt sich gut spalten und wird zum Bauen oder zur Anfertigung von Bogen gebraucht, so dass diese Palme für die Indianer des *Orinoco* wirklich Alles ist.

Der Wald lichtet sich nach und nach. Viele Stämme, halb verkohlt, liegen umher, andere stehen wie hohe Säulen, zeugend von verschwundener Pracht; um Pflanzungen zu erhalten, hat man nämlich den Urwald einfach abgebrannt, welche Operation *desmonte* (Reutung) heisst. Wir treten auf eine wohlunterhaltene, wasserreiche Wiese, deren Gras *pará* genannt, in feuchtem und humusreichem Boden gedeihend, bis an die Schultern eines Mannes reicht.* Auf dieser Weide sah ich eines Tages 98 von den fettesten Kühen und Ochsen zusammentreiben, zu deren Verkauf ein Durchschnittsgewicht von 7 Centnern per Stück berechnet wurde. Gefordert wurde für das nach Bogotá hinaufzutransportierende Stück durchschnittlich 45 fuertes (nominell 225 Franken).** Einige der Kolosse konnten sich kaum mehr recht bewegen, so überaus dick waren sie. Wie diese Herde nun erst aus der Einfriedigung wieder auf die freie Weide herausgelassen wurde, da erzitterte der Boden wie beim Auffahren eines ganzen Artillerieregimentes. Es war imposant.

* Eine andere eingeführte Grasart *Guinea* wird mehr für trockenen, sandigen Boden benutzt.

** Mageres Vieh beider Geschlechter von 2 1/2 Jahren aufwärts galt, nach Bogotá gebracht, 17.60 fuertes = 88 Franken.

Hinter den *potreros* (Weiden) liegt das sehr geräumige, wohnliche, hübsche Haus der Familie Restrepo, welches die ganze Hacienda, *la Vanguardia* (der Vorposten) genannt, dominiert. Rings um das Haus geht ein gedeckter Korridor, von dessen Ostseite man eine herrliche Aussicht auf die Llanos genießt, insbesondere auf die blühende Besitzung selber. Da Herr Restrepo diese Hacienda erst im Jahre 1871 im dichtesten Urwalde angelegt, so musste man seinem Unternehmungsgeist, seinem Fleiss und seiner unbezähmbaren Energie hohe Bewunderung zollen.

Durch die Zuvorkommenheit meines gastlichen Wirtes und seiner Söhne, sowie durch öfteres Herumreiten auf den verschiedenen Haciendas ward es mir ermöglicht, einen ziemlich genauen Einblick in das Leben des Llanos zu erhalten. Abends wurden unterhaltende und lehrreiche Gespräche, die sich besonders auf diesen Gegenstand bezogen, geführt. Die Temperatur war dann höchst erfrischend, der Himmel voller Sterne; die *cocuyos* (Glühkäfer) leuchteten in der Finsternis umher, und tausend Glühwürmchen hatten ihre Lichtlein angezündet. Der ferne Horizont aber erhellte sich vom Wetterleuchten. Manchmal brach in weitester Ferne ein Gewitter in den dunstgeschwängerten Wolken los, und die Blitze zuckten unaufhörlich. Was meine höchste Verwunderung erregte, war das Schauspiel, dass sie nicht schräg oder senkrecht zackig zur Erde niederfielen, sondern horizontal weitergingen, so dass der ganze Halbkreis eine Feuerlinie bildete. Ja es kam vor, dass sich diese Blitze krallenförmig spalteten und dass einige dieser Strahlen in prächtigen Schlangenwindungen schief nach oben zu ausliefen!

Ziemlich zeitig legte man sich schlafen, und zwar in Hängematten, bei offenen Fensterladen. Die Fächerpalmen rauschten uns das Schlaflied zu, auch einige Cocuspalmen, die man aus dem Staate Tolima hierher versetzt hatte, stimmten ein. Gegen 6 Uhr wurde man wach. Man trat auf die Altane: Feuerrot stieg über dem fernen Horizonte, gegen welchen hin man die Wölbung der Erde deutlich sah, der Sonnenball empor, ungewöhnlich gross und strahlenlos, so dass das Auge den Feuerschein ungestraft ertragen konnte. Rasch wandelte das Gestirn hinauf; gegen 7 Uhr hatte es in unsern Augen schon seine gewöhnliche Grösse, sowie seine hitzespandende Ausstrahlung erreicht. Wir ritten denn auch in den frühesten Morgenstunden aus. Es galt für die *Hacendados*, das Vieh zu besorgen, die Weiden und Pflanzungen zu besichtigen, zu säen und zu ernten.

Vorerst werden zur Betreibung der Schweinezucht und zur Gewinnung eines der wichtigsten Lebensmittel grosse Maisfelder angelegt. Die Kultur derselben ist übereinfach: Die trockene Jahreszeit,

der Sommer, *el verano*, beginnt in den Llanos anfangs Dezember und dauert bis Mitte März, also nur $3\frac{1}{2}$ Monate. Die Flüsse haben abgenommen, die Luft ist klar und durchsichtig, die Nächte sternenhell und prächtig. Diese gute Jahreszeit wird benutzt zum Ausreuten von Wäldern oder zum Anbauen der Savanen. Auf dem durch die Asche gedüngten Boden wird das Maiskorn einfach eingesteckt. Von Mitte März an fallen nun immerwährende Platzregen, die jede Arbeit draussen verunmöglichen. Diese Regenzeit (*el invierno*, der Winter) wird nur während etwa 14 Tagen im August unterbrochen, während welcher das Mais, ohne dass man das Unkraut hätte jäten müssen, gewonnen wird. Es hat eine 150—300fältige Ernte gebracht! Auf diesem Boden lässt man nachher entweder gutes Gras wachsen oder man besorgt eine neue Maissaat, welche ebenso gut ausfällt. Vom August bis Ende November regnet es wieder ohne Aufhören, so dass in den Llanos mit Ausnahme der wenigen Tage im August eine Regenzeit von wenigstens 8 Monaten herrscht; dabei kann aber auch zwei Mal geerntet werden.

Noch primitiver wird das Reis gewonnen. Will man es nicht in die Erde einsetzen, dann verfährt man folgendermassen: Man umzäunt ein Stück Land. Statt es zu bestellen, d. h. zu bepflanzen, treibt man in die Umzäunung circa 50—60 Stück Vieh hinein, damit diese das Erdreich möglichst zerstampfen. Scheint die Erde genügend, etwa 2—3 Zoll tief gelockert, dann wird das Reis beim ersten Regenguss von Hand ausgeworfen. Das Vieh wird wieder hineingetrieben. Einige Reiter jagen ihm zu Pferde nach und taumeln es gehörig herum, so dass es den Samen in die Erde hineinstampft. Nach vier Monaten wird Reis von wirklich ausgezeichneter Qualität, Grösse und Form 80—150fältig eingeheimst und von den wohlhabenden Besitzern in einigen aus Nordamerika eingeführten Maschinen geschält.

Das grösste Erstaunen über diese unerhörte Fruchbarkeit des vegetabilischen Striches an der Cordillere erregte in mir ein Besuch in der Hacienda „*el Tigre*“, die von der *Vanguardia* aus in 25 Minuten zu Pferde erreicht wird. Der Weg führt durch niederen Urwald, in welchem sich die herrlichsten, blauen, handgrossen Schmetterlinge wiegen. Wenn nun aus dem dichten Blätterwerk, das den Pfad überspannt, plötzlich ein Sonnenstrahl auf ihre Flügel fällt, so ist der Anblick zauberhaft. Bei erster Lichtung treten wir in ein Zuckerrohrfeld, dessen Rohre von armsdickem Bau eine Höhe von wenigstens zwei, ja bis vier Meter erreichen. Man hat dieses Feld vor zehn Monaten bepflanzt, heute steht man vor einem solchen Reichtum! Wirklich bringt die dabei errichtete Zuckermühle, welche mit

einem guten Hochkamin und Eisenwalzen versehen ist, dem unternehmenden Herrn Restrepo für seine Mühe und sorgfältige Berechnung heute hohe Einkünfte ein, da der Rohzucker (*panela*) bis dahin vom Markte von Bogotá herab in dieses Eldorado gebracht worden war. Weniger gut schien mir eine Cacaopflanzung geraten zu sein, die der gleiche Herr in seiner Besetzung *El Salitre* angelegt hat, in deren kristallhellem Flüsschen wir übrigens ein sehr erfrischendes Bad nahmen. Der Cacao wächst in den Llanos wild in kleinen Kolben von 24—30 Körnern. Er wäre sehr einfach zu gewinnen und könnte ohne Maschinenbenutzung nach blosser Tröcknung verkauft werden. Vielleicht sind jetzt andere zahmere Arten in die Llanos verpflanzt und dort heimisch geworden.

Aber damit ist die Aufzählung der Reichtümer noch nicht erschöpft. Die Cordillere birgt deren noch andere. Bei *Vanguardia* trifft man auf viel Roheisen. Eisensteine, die bei uns viel Gold wert wären, werden dort zur Errichtung von Einfassungsmauern gebraucht! Ebenso warten noch enorme Steinkohlenlager zukünftiger Ausbeutung. Auch enthält die Cordillere Petroleumquellen und Gold, wie denn solches im Sand der Flüsse gefunden wird.

Als hätte die Natur aber Alles geben wollen, hat sie auch noch eine Salzbank dem Menschen zur Verfügung gestellt. Auf einem schlechten Waldweg zogen wir zu dieser vier Stunden nördlich von *Villavicencio* gelegenen, in 4 Stunden erreichbaren *Saline*, die anderswo unbezahlbar wäre. Die Saline von Upin liegt in einer engen Waldschlucht zur Linken des Bergwassers Upin. Die neun Meter hohe Salzbank ist von einer Schicht Erde bedeckt, die von den steilabfallenden Seitenwänden heruntergerollt ist und durch herabrieselndes Wasser in eine wahre Kotgrube verwandelt wird, so dass das Salz, sonst kristallrein, ganz schwarz und kotig erscheint. Beginnt nun anfangs Dezember die trockene Jahreszeit, so muss erst die Schlamm-schicht mit Hacke und Schaufel durch eine Schar von etwa 20 Arbeitern, die tief darin stecken bleiben und bei dieser ungesunden Beschäftigung oft an Fiebern zu leiden haben, weggeräumt und in den Fluss geschwemmt werden, was mindestens 14 Tage in Anspruch nimmt. Erst dann kann Salz gewonnen werden, und die schmutzigen Salzstücke werden in einem elenden Schuppen, Magazin genannt, aufgespeichert. Der Salzpreis ist allerdings billig und muss es auch sein, damit die Llaneros Salz für ihr Vieh beziehen können. Allein die ganze irrationelle Betreibung, zu deren Verbesserung ich keine Vorschläge machen will, indem jeder Leser sich dieselbe von selbst zurechtlegt, erhält besonders darin seine Bestätigung, dass der Ertrag der Saline von Upin und der benachbarten von Cumaral jährlich

nur etwas über 10,000 *pesos*, die Ausgaben aber fast 4000 *pesos* betragen. So ist es denn auch möglich, dass von Venezuela her den Metafluss hinauf Salz eingeführt wird, statt dass die Llanos ihren Bedarf aus dem vorhandenen Schatze leicht deckten, den Preis herabsetzten, die Viehzucht dadurch beförderten und endlich noch Salz ausführten.

Noch haben wir erst in das Füllhorn der Gaben hineingeschaut, welches die Natur über diese Gegend ausgegossen. Natürlich gedeiht die nützlichste Frucht dieser Zone sehr gut. Es ist die Banane oder der *plátano*, das Hauptnahrungsmittel des Armen, welches keinen Menschen in Amerika Hungers sterben lässt. Ausserordentlich reich ist ihr Ertrag hier, mannigfaltig sind ihre Unterarten vom grossen *harton* bis zum süssen, fleischfarbigen, dem Apfel an Geschmack ähnlichen und nach ihm genannten *manzano*. Die Banane kann verschiedenartig zubereitet, gesotten, gekocht, gebraten, gebacken werden. Jedenfalls ist sie, wie die hier sehr gedeihenden Pflanzen *yuca* und *tavena*, ein gesundes Nahrungsmittel.

Früchte gibt es, da die Pflanzung von Fruchtbäumen in den Llanos sehr vernachlässigt worden ist, verhältnismässig wenige. Orangen, Citronen, *aguacates*, *mangos*, *caimitos* und der *caimaron*, dessen feinduftende, aber sehr klebrige Crème ein Zuckerbäcker kaum nachahmen könnte, fehlen nicht. Von andern Pflanzen erwähnen wir die Vanille, die im grossen gepflanzt werden könnte, die Sarsaparille, die *ipecacuana*, die *tagua* oder das vegetabilische Elfenbein, die *copaiba*, aus welcher ein wichtiges Oel gezogen wird, der *cumare*, der *palo brasil* und verschiedene Balsame und Harze. Nicht zu vergessen ist der Tabak, der ziemlich gut befunden wird.

Ein Hauptprodukt aber ist der Kaffee, der geradezu ausgezeichnet schmeckt. Er wird in grossen Quantitäten gewonnen und ausgeführt. Ich besuchte zwei Kaffeepflanzungen, diejenige von Ocoa und diejenige, genannt *el Buque* (das Schiff), angelegt und besorgt von dem sehr intelligenten, belesenen homöopathischen Arzt Dr. Convers. Dasselbst stehen ca. 80,000 Sträucher. Gewöhnlich geht mitten durch die Pflanzung eine Allee, mit Fruchtbäumen besetzt. Ihr parallel gehen die Strassen der Kaffeesträucher, die in regelmässigen Abständen von $2\frac{1}{2}$ m von einander stehen; die kleinern sind durch *plátanos* beschattet. Maschinen zum Schälen, auch eine sinnreiche Trockenmaschine fehlen nicht. Es ist denn auch endlich die Sorgfalt des Besitzers, der hier viele Jahre den Unbilden des Wetters und des Klimas getrotzt und in dem ausgereuteten Terrain seine Gesundheit auf das Spiel gesetzt hat, heute belohnt, indem Herr Convers Kaffee

sowohl nach Bogotá hinaufführt, als auch den Meta hinunter nach Europa exportieren kann.

Wie viel wäre aber in diesem gelobten Lande noch zu erringen! Wie viel Medizinalpflanzen sind in den Wäldern verborgen oder zu wenig bekannt wie der *cordoncillo*, der zur Vernarbung dient! Wie viele andern Pflanzen könnten einen höhern Ertrag geben. Eines Tages fragte mich ein Llanero über die Art und Weise der Besorgung der Zimmetbäume um Auskunft, welche ich ihm leider nicht geben konnte. Das mitgebrachte Muster war köstlich, aber noch sehr veredlungsfähig. An die Arbeit, künftige Generationen! Noch ist die Welt keineswegs zu eng und die Natur keineswegs stiefmütterlich gegen euch!

III.

Mitte Dezember endlich sollten wir in die Llanos hineinreiten. Es galt einige Tage in dem sogenannten *hato* (Farm) *Los Pavitos* zuzubringen. Der Weg führt zuerst wohl zwei Stunden lang durch hohen Urwald nach Osten. Wir brauchten aber zur Durchlegung dieser Strecke eine viel längere Zeit. Da die Regenzeit erst aufgehört hatte, so lag die Rinne, welche den schrecklichen Weg bezeichnete, voll Wasser und Schlamm, der in Bewegung versetzt, Miasmen und Dünste vieler fauler vegetabilischer Stoffe ausströmte. Wir lagen mehr auf den Maultieren, als wir ritten, um nicht nass zu werden, denn das Wasser erreichte die halbe Sattelhöhe. Der Boden war aber nicht nur schlüpfrig, sondern voller Baumwurzeln, so dass die Tiere fortwährend strauchelten und sich manchmal in den knorrigen Wurzeln verfangen. Wir mussten unsere ganze Gewandtheit aufwenden, um durch Gleichgewichtsübungen uns oben zu behalten und das Tier vor dem Falle zu hüten. War der Weg gar zu schlecht und voll *almohadas*, kissenartigen Erhöhungen, welche quer über den Weg liefen und nur Raum für tiefe Pfützen liessen, so ritt man wohl auch seitwärts ins Gebüsch, das uns durchnässte und Gesicht und Hände peitschte.

Das einzige Intermezzo in diesem Kampf mit dem Wegdrachen war die Begegnung einer grossen Schar Brüllaffen, die lustig von Zweig zu Zweig hüpfen. Sie bilden gewöhnlich eine Bande von 20 bis 30 Köpfen, grosse und kleine, und sind wegen ihrer Intelligenz und Mutterliebe bekannt. Zwei Gefährten gaben auf die Affen Feuer; ein kleiner Affe stürzte herab, ein markerschütterndes Geheul der Mutter erfolgte, die auf dem Baume oberhalb uns blieb, während die andern erschreckt flohen. Man schoss auch noch auf das Weibchen;

nachdem es sich getroffen einige Sekunden lang am Baume festgehalten hatte, fiel es mit dumpfen Falle uns zu Füssen. Es war ein grauschwarzes Tier von 3 Fuss Länge und 2 Fuss Höhe mit langem, zottigem Haare. Wir liessen es liegen, da das Fleisch nicht essbar ist, sondern einen übeln Beigeschmack haben soll. Schon damals widerte mich die unnütze Schlächtereier dieser beiden Tiere an, und ich sah ein, dass ich wohl für einen Jäger zu sentimental sei, denn der Tod dieser Geschöpfe that mir wehe.

Kaum waren wir aus dem Walde getreten und in der sogenannten *Boca del Monte* (Waldmund) angelangt, so wurde Halt gemacht. Ich vertauschte, nachdem ich meine nassen Füsse mit Branntwein gehörig warm gerieben, mein Schuhwerk und meine Strümpfe mit andern mitgebrachten, was ein Hilfsmittel ist, um Fiebern zu entgehen; dann nahm ich ein Gläschen Brandy mit einer Pille Chinin, um die eingeatmeten Miasmen zu neutralisieren, und wir ritten weiter. Wir kamen nun in die grossen Sabanen von Apiay, die sich zwischen den Flüssen Rionegro und Guatiquia ca. 18 Stunden in der Länge und 10 Stunden in der Breite ausdehnen und nach Restrepo 40,000 Stück Hornvieh und 4000 Pferde nähren können. Diese Sabanen bilden aber keine unteilbare Fläche, sondern bald durchritten wir etwa halbstundenlange Weiden (*sabanas*), die mit einem graulichen, ziemlich dürren, nur etwa 2—3 Fuss hohen Grase bewachsen waren; bald gelangten wir wieder in ein Stück Wald, das sich etwa längs eines Baches, immer nur da, wo Wasser floss, ausdehnte. Die verschiedenen Sabanen, durch diese Waldstücke abgegrenzt, waren also kleinere oder grössere Wiesenpartieen, jedoch von so ähnlicher Art, dass der Ungeübte sie nicht von einander zu unterscheiden vermochte und ohne Führung sich nur allzuleicht verirrt hätte. Auf dem ganzen fünfständigen Wege trafen wir nur eine einzige, armselige Farm. Gegen Abend, als die Sonne mit ihren Strahlen die Sabanen golden färbte, langten wir an unserem Bestimmungsorte an.

Los Pavitos bestand aus einem mit Palmstroh gedeckten Rancho. Es waren in demselben zwei Zimmer, die *sala* (!), in welcher ein Tisch und mehrere mit rohem Leder bespannte Stühle standen, und ein Nebenzimmerchen, wo zwei Holzpritschen aufgeschlagen waren. Hinter dem geräumigen Hofe, wo Klein- und Federvieh sich tummelte, lag ein anderes Hüttchen, die Küche enthaltend. Hinter derselben erhob sich an der Seite eines etwa 10 Fuss breiten, klaren, aber langsam fliessenden Baches Wald oder vielmehr Gehölz. Rechts der Hütte friedigten mehrere grosse Umzäunungen (*talanqueras*) aus Palmholz oder Bambusstämmen Areale von ungleicher Grösse ein, die zur Aufnahme des Viehes bestimmt waren.

Am folgenden Tage erregte meine Aufmerksamkeit besonders eine 20 Fuss lange, $1\frac{1}{2}$ — 2 Fuss breite Boaconstrictorhaut; die Schlange war bei der Gründung der Farm in der Nähe erlegt worden. Wie wurde ich verblüfft, als unsere Gesellschaft zum Bade in den naheliegenden Bach ging. Der Anführer unserer Expedition, mein Gevatter Fernandez, wie ich den ausgezeichnet gearteten, etwa 40 Jahre alten Mann nannte, hatte sich entkleidet und warf nun zuerst einige Steine in den Bach hinein. Auf die Frage, warum er dies thue, antwortete er lächelnd, es geschehe nur, um allfällig hier sich aufhaltende Schlangen zu verscheuchen; dann legte er sich in den nur etwa 1 Fuss tiefen Bach der Länge nach nieder. Ich gestehe, dass mir vor diesem Bade zuerst graute, um so mehr als der Bach völlig überdeckt war und die vielen Baumwurzeln der geschäftigen Phantasie wie ebenso viele Schlangentiere erschienen. Schliesslich aber legte ich mich auch in das erfrischende Wasser. Nie sah ich so klar wie hier, dass der Mensch ein Sklave der Gewohnheit ist. Schon nach dem dritten Male hatte ich mich so sehr an diesen Badeplatz und an das Werfen der Steine gewöhnt, dass ich an die Schlangen gar nicht mehr dachte. Ja, am letzten Morgen vor unserm Abritt badeten wir etwa um halb drei Uhr noch in dunkler Nacht in dem Bach, bevor wir zu Pferde stiegen; trotz der Finsternis legte man sich ganz gemütlich ins Wasser. Es schien mir dies damals selbstverständlich, heute aber immerhin etwas sonderbar. Uebrigens verliert man in den Llanos die Furcht vor Gefahren und namentlich vor den handgrossen giftigen Spinnen und vor den Schlangen.

Letztere greifen den Menschen nur in den seltensten Fällen, d. h. wenn sie getreten werden, an; sonst fliehen sie ihn gewöhnlich, sogar die Klapperschlange thut dies, auch die giftige *equis*, die ein x auf die Haut gemalt zu haben scheint. Der durchaus glaubwürdige Dr. Convers aber erzählte, er habe in seiner grossen Kaffeepflanzung viel mit Schlangen zu kämpfen. Manchmal gelüste es ihn, sie zu reizen, sie wütend zu machen, was die Llaneros mit dem Ausdruck *torear* bezeichnen, dem gleichen Worte, welches auch „den Stier wild machen“ heisst. Die Schlange züngelt und zischt, und mit wilden Augen will sie sich auf den Menschen stürzen, der ihr mit flinken Bewegungen ein Taschentuch oder Handtuch entgegenhält. Schliesslich wirft er ihr dieses Tuch zu, und die wilde Viper beisst sich mit ihren Zähnen darin so fest, dass sie, ohne sich losmachen zu können, am Platze verendet. Gewöhnlich wirkt ein Schlag, mit einer recht biegsamen Gerte gegeben, am besten, um die Schlange unschädlich zu machen. In den Llanos sah ich wohl viele Spuren von Schlangen, aber deren nur wenige.

An einem der folgenden Tage nun sollte sich das Hauptereignis unseres Aufenthaltes, das Zeichnen der Viehherden, die *herranza*, abspielen. Früh um drei Uhr schon sassen wir auf flinken, ausdauernden Pferden und galoppierten auf einige Stunden im Umkreis, die Herden einzutreiben. Bei Tagesanbruch wurden wir deren ansichtig, wie sie in Haufen von 12—20 Stücken in den verschiedenen Sabanen getrennt grasten. Zwei oder drei Reiter scheuchten die Haufen, mit wildem Galopp sie umreitend, auf und trieben sie vor sich hin den schon aufgejagten zu. Manchmal entrann ein Rind, und der eine oder der andere Reiter musste ihm eine halbe Stunde oder noch länger nachgaloppieren, bis es eingeholt war. Nach und nach wuchs die Zahl der Rinder an, und gegen 10 Uhr hatten wir eine Herde von mehr als 1000 lautbrüllenden Köpfen beisammen. In langer Kolonne, voran zwei Reiter, zu beiden Seiten deren vier und hinten drein noch zwei, ging es in wuchtigem Trabe mit der ganzen Herde der Farm zu, wo sie in die Einfriedigungen hineingetrieben wurde. Dann nahmen wir das Frühstück ein, mit welchem gesegneten Appetite nach dem anstrengenden, mehrstündigen, rasenden Ritte, wird man sich leicht vorstellen. Hernach schritt man zur Absonderung der Tiere.

Die ältesten blieben im grössten und vordersten „*corral*“, dann kamen immer kleinere und jüngere, und schliesslich nahm man in die hinterste Umzäunung die während des Jahres geborenen, noch ungezeichneten Kälblein auf. In der Mitte jeder Einfriedigung lag ein grosses Stück Salz zum Lecken; sonst bekam das Vieh keine Nahrung und blöckte deshalb unaufhörlich, namentlich kläglich die von ihrer Mutter zum ersten Male getrennten Kälber.

Diese sollten nun mit Eisen gebrannt, den Herren zugeteilt, gezählt und so die Vermehrung des Viehstandes der Farm berechnet werden. Zu diesem Behufe sprangen die halbnackten Knechte den Kälbern nach und ergriffen sie am Schwanze. Mit einem merkwürdig gewandt ausgeführten Rucke, wussten sie dieselben zu Boden und zwar auf die Seite zu schleudern und ihnen geschwind die Füsse zu binden. Man nahte sich mit dem brennenden grossen Eisen, das z. B. einen Decimeter grossen R. vorstellte, und brannte es auf der Flanke des Rindes auf. Dann konnte das geängstigte Tier wieder fortspringen. Welche Geschicklichkeit aber zum Einfangen und zum Niederwerfen der Rinder nötig war, sahen wir daraus, dass mehrere der unsrigen die noch kleinen Kälblein auch am Schwanze niederzerren wollten. Dieselben hatten aber eine so grosse Kraft, dass der ungeschickte Manipulant ganz einfach von ihnen in der zerstampften und kotigen Bahn herumgezogen wurde, so dass verschiedene Reisebegleiter wie Mohren aussahen.

Da die Herren Restrepo und Fernandez die Farm gemeinsam besaßen, indem der letztere dieselbe leitete, der erstere aber zum Betrieb das nötige Kapital vorschoss, so wurde ein Kalb dem einen, das andere dem andern Besitzer zugeteilt und mit besondern Buchstaben gebrannt.

Aber trotz des Fleisses der Leute, denen der Schweiss von der Stirne rann, wurden sie an einem Tage mit ihrer Arbeit nicht fertig. So blieb das Vieh die ganze Nacht eingepfercht, laut brüllend vor Hunger und Durst und Sehnsucht nach Freiheit. Es war ein betäubender Lärm. Am folgenden Morgen ward die Arbeit beendet, und gegen 11 Uhr wurde endlich das Thor des Hauptpferches geöffnet. Ich hatte mich auf einen wenigstens zwanzig Fuss hohen Pfosten am Eingang der etwa drei Meter breiten Palissadenöffnung gesetzt, um den Ausbruch der Herde zu überblicken. Noch jetzt wird mir bei der Erinnerung an dieses Schauspiel der Kopf wirr. Kaum waren die Stangen weggezogen, so drängte sich alles Vieh zum Ausgang. Ein Wald von Hörnern und Geweihen wurde unter mir sichtbar; der Boden erdröhnte wie bei einem Erdbeben. Mit aller Kraft musste ich mich auf dem zitternden Pfosten festhalten, um nicht schwindlig zu werden und hinunterzufallen, was den sichersten Tod zur Folge gehabt hätte. Nach und nach verlor sich der donnerähnliche Lärm der davoneilenden zweihalbtausend Köpfe starken Herde. Merkwürdig rasch fanden sich die einzelnen am vorigen Tage aufgejagten Gruppen wieder und sprangen unter ihrem Oberhaupt ihren getrennten Savanaweideplätzen zu, nicht jedoch ohne vorher in einer grossen Lagune gemeinsam zuerst den brennenden Durst gestillt zu haben. Nach einer halben Stunde war um die Hütte herum fast kein Vieh mehr zu sehen.

Das gleiche Ereignis wiederholte sich am folgenden Tage; doch trieben wir auf einer andern Seite der Farm bis gegen 9 Uhr morgens nur noch circa 700 Stück Vieh zusammen; die ganze Farm zählte etwas mehr als 2000 Stück. Mittags schlachteten wir ein prächtiges, feistes Kalb. Es wurde regelrecht ausgelegt, in seiner ganzen Grösse an einen wohl thürhohen Bratspiess gesteckt und über einem prasselnden Feuer aufgehängt. Nach einigen Stunden war das Fleisch gar, das Fett träufelte hinunter. Nie glaube ich etwas schmackhafteres gegessen zu haben als jene Stücke Fleisch, die man mit dem Waidmesser einfach in Riemen vom ganzen Kalb abhieb und mit den Fingern in den Mund steckte, wobei der Saft über das Kinn hinunterlief. . . . Ein naturwüchsiges Schauspiel, aber ein Bild echten Farmerlebens!

Andern Tages liess man auch diesen zweiten Teil der Herde wieder los. Doch behielt man einige Kälblein da, da die einen Wunden hatten, in welche freches Ungeziefer Eier gelegt, andere aber von den *garrapatas*, ins Fleisch dringenden Würmern, gequält waren. Man säuberte die armen Tiere. Rührend war es zu sehen, wie die zugehörigen Kühe nicht fortgegangen waren, sondern in der Nähe der Farm herumirrten und ganz elend blöckten. Abends kamen sie dann hinzu, um das Kleine zu säugen. Nur ganz wenige Kühe werden nämlich eingefangen und deren Milch auf der Farm zum Trinken oder zur Zubereitung von etwas Käse gebraucht; die meisten Tiere laufen frei umher und geben ihre Milch den Jungen. Die Vermehrung der Herde ist denn auch eine sehr rasche. In vier Jahren, so rechnet der Llanero, verdoppelt sich eine solche Herde von *ganado vacuno* (Rindvieh), wenn man jährlich den zehnten Teil bei der Berechnung in Abzug bringt, sei es, dass man alte Stücke schlachtet, dass sie absterben, dass einzelne Tiere verkauft oder vom Jaguar verzehrt werden.

Die Arbeit des Llanero besteht nun gerade darin, die Tiere an den *hato*, die Farm, zu gewöhnen und sie zahm zu machen. Nicht nur giebt man ihnen zu diesem Zwecke Salz, verbindet die Wunden, die sie im Kampfe untereinander sich beigebracht haben, sondern man bewacht sie auch während vier Monaten sehr streng, treibt sie auch jeden Abend gegen die Farm, bis sie sich gewöhnt haben, in den umliegenden Savanen zu bleiben und allfällige Hülfe oder ein verlornes Glied bei der Farm zu suchen.

Durch die vielen Gefahren, denen sie ausgesetzt ist, ist die Rasse intelligent geworden. Bei Ueberschwemmungen der tieferen Teile der Llanos im „Winter“ flüchtet sich das Vieh auf höher gelegene; zum Schutze gegen den Jaguar legen sich manchmal die Gruppen im Kreise herum, die Köpfe gegen aussen, so dass die Hörner einen Wall bilden. Die Kleinen werden in die Mitte genommen, und der Jaguar wagt nicht oft, sie aus der Hörnerburg im Sprung herauszuholen. Interessant ist auch die Vertraulichkeit des Viehes mit einem kleinern Falken, dem sogenannten *garrapatero*, der auf die Rinder fliegt und ihnen die Zecken aus dem Fleische frisst, was erstere ruhig hinnehmen.

Im Allgemeinen ist die von den Spaniern eingeführte Rasse gross und stark, von seidener, sammtener Haut, sauber und glänzend. Der Kopf ist klein, die Augen sehen klug in die Welt, der Hals ist ungemün zierlich. Die Hörner sind eher klein zu nennen und hübsch geschwungen. Das Vieh ist von Natur aus ziemlich zahm. Vermochte das Klima dasselbe wie den Menschen etwas gleichgültig zu

machen? Nie hörte ich von Ueberfällen böser Stiere. Freilich könnte man diesen auf den raschen Pferden enteilen. Neuerdings hat man durch Einführung von Zuchtstieren aus Hereford die Rasse zu verbessern gesucht. Sie bildet den Hauptreichtum der Llanos, und bei ihrer raschen Reproduktion können durch Viehzucht grosse Vermögen gemacht werden.

Auch die Pferde- und Maultierzucht würde lohnend sein, denn die dortige Rasse ist schön, gewandt und ungemein ausdauernd. Wenn man bedenkt, dass während fünfzehn Jahren im Unabhängigkeitskriege (1810 — 1825) sowohl von den Spaniern wie von den Republikanern fast alle Tiere aus den Llanos genommen worden sind, so muss man anerkennen, dass die Llanos sich für diesen Zweig der Viehzucht ausnahmsweise gut eignen würden. Auch Schafe und Ziegen könnten gehalten werden.

Fast alle Nachmittage zwischen vier und fünf Uhr gingen wir mit unsern guten Gewehren auf die Jagd. Gegen Abend kommen nämlich die vielen Rehe und Hirsche aus dem *monte*, aus dem Walde heraus, um in Gruppen im hohen Grase zu weiden. Man ritt gegen irgend einen solchen *monte* hin, machte einige hundert Meter davor Halt und schlich sich zu Fuss den Tieren näher. Das Habichtsauge meines Gevatters Fernandez entdeckte die Tiere schon von Weitem. Für das gewöhnliche Auge des Städters war deren Farbe von derjenigen des Grases nicht zu unterscheiden. Der geübte Jäger schlich sich dann hinzu, und das tödliche Geschoss ereilte die Weidenden, deren Fleisch ein ausgezeichnetes Mahl gab. Fehlte aber einer der Unsrigen den Schuss, dann sprangen die Tiere in wilden, gewaltigen Sätzen dem Walde zu. Das schien mir beim Mangel an jeder *rabies venatoria* das Schönste zu sein, und die springenden Hirsche hatten in meinen Augen die Freiheit reichlich verdient.

Auch Schnepfen, *pavas* oder Wildenten und Truthühner trafen wir oft an den Lagunen, jenen grossen mit Bäumen umgebenen Weihern voll schlammigen Wassers. Wir pülverten tapfer drauf los. Ein Schuss aus meinem schweizerischen Ordonnanzrevolver hat mir Herzeleid verursacht. In einem Teiche schwamm ein weisser Reiher, den man dort *garza* nennt, „*la gentil garza*“! Einer machte den Vorschlag, das Tier zu töten, und da das schwierig war, so amüsierte uns das Spiel. Schon war der Reiher verwundet, als eine Kugel aus meinem Revolver ihn in den Hals traf. Das Tier hob sich krampfhaft empor, reckte die Flügel, senkte den Hals und verschied. Wegen meines Schusses wurde ich belobt, blieb aber traurig; wir hatten Wildpret genug und nahmen die *garza*, die *gentil garza* nicht mit.

Nach achttägigem Nomaden- und Jagdleben sollten wir zur Feier

des Weihnachtstages nach Villavencensio zurückreiten. Wir brachen um 3 Uhr morgens, nachdem wir uns gebadet, auf. Die Reittiere, welche den Fussweg gut kannten, eilten in der frischen Morgenluft rüstig dahin. Ein Reiter folgte schweigsam dem andern, ohne den Vordermann in der Dunkelheit zu sehen. In der Ferne war der Himmel an einigen Stellen gerötet wie von Feuersbrünsten. Es waren einige Savanen, welche angezündet worden waren und deren dürres, hohes Gras niederbrannte, um einem frischen, sprossenden, vom Vieh sehnlichst verlangten Graswuchse Platz zu machen ein sehr bequemer, nicht kostspieliger Futterbau!

Zwischen vier und fünf Uhr erstarben die Sterne und bleichte schon der Himmel gegen Osten. Um 5 Uhr aber — es ist dies eine von mir mehrfach beobachtete, sonderbare Erscheinung — scheint die Nacht während zehn Minuten noch einmal mit dem Tage streiten, alle ihre Kräfte zum Kampfe aufbieten zu wollen. Es wird wieder ganz dunkel. Dann aber lässt ihr Widerstand nach. Der breite helle Streifen im Orient wird immer grösser; die Wolken werden deutlicher, markierter, zuerst weiss, dann broncegrau, dann hell und hochrot. Um 6 Uhr schiesst, von Feuergarben angezeigt, die Sonne hervor. Die Vögel singen und zwitschern. Die Papageien, *loros* und *pericos* und die grössern glänzenden *guacamayos* kreischen und schwatzen ungesäumt. Die Fliegenvögelchen, *tominejas*, schwirren in ihrem bunten Gefieder umher. Alles ist neu belebt, und den Reiter ergreift auf seinem fröhlich wiehernden Tiere unnennbares Wohlbehagen. O Morgenlust, o goldene Freiheit!

IV.

Weihnachten ist herangerückt und damit der grösste Festtag des Jahres für die Colombianer und für die Llanosbewohner. Die *Noche buena*, gute oder heilige Nacht ist das Ziel aller ihrer Wünsche, die Zeit, in der sie an den Hauptort gehen, um den nach ihrer Meinung unvergleichlichen Kultus zu sehen und ihre Einkünfte für das ganze Jahr zu machen. Mehrere Abende hindurch hatte man auf der *plaza* von Villavencensio, vor der Kirche, Prozessionen ausgeführt, an denen die Leute voller Devotion teilnahmen und wobei die alten Heiligenbilder herumgetragen wurden. Raketen flogen auf, schwergeladene alte Gewehre und Musketen wurden dicht an unserm Ohre abgebrannt. Alles war freudig erregt. An einem solchen Abend wurde auch eine Rakete so ungeschickt, schief abgelassen, dass sie auf ein Palmstrodach fuhr, ohne dass glücklicherweise Schaden angerichtet worden und Feuer aufgegangen wäre.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Pater Vela, den ich schon als Privatmann hochschätzen gelernt hatte, auch als Hirten seiner Herde kennen. Es war der Pater, wie man ihn kurzweg nannte, ein grosser stämmiger, etwa vierzigjähriger Dominikanermönch mit ausdrucksvollem, freundlichem Gesichte, roten Backen und einem, mit Erlaubnis seiner Obern getragenen schwarzen, schönen Vollbarte, in seiner weiss-schwarzen Kutte eine schöne, männliche Erscheinung. Fast nie trug er jedoch sein Ordenskleid in jener heissen Gegend, sondern steckte in Civilkleidern, allerdings dann eher einem robusten Müller gleichend. Es war seine Lust, zu Pferde zu steigen und der Llaneros Leben zu teilen. Ja, er war selbst ein Llanero im besten Sinne des Wortes. Auch er hatte eine bescheidene Farm, zog Vieh auf und verkaufte es. Er musste dies schon deshalb tun, weil die Regierung die Subvention an seine karge Besoldung nur ungenau auszahlte und weil die Llanosbewohner gar nicht etwa besonders generös gegen ihren Geistlichen gewesen wären. Es war die Seelsorge auch eine eigene Sache, denn das Volk, gewöhnt, den grössten Teil des Jahres ohne geistlichen Trost zu verbleiben oder während der Abwesenheit des Paters auch ohne geistliche Hülfe Beerdigungen vorzunehmen, liess sich vom Geistlichen nicht sonderlich imponieren. Irgend ein Zelot oder ein Pfarrer, der die Religion stets im Munde geführt, wäre deshalb in den Llanos bald unmöglich geworden. Pater Vela dagegen hatte sich durch seine natürliche Geradheit das volle Vertrauen der Leute erworben. Bei seinen Missionsfahrten den Metafluss hinunter wusste er auch den wilden Indianern Respekt und Vertrauen einzulösen, so dass sich immer einige von ihm taufen liessen. Stets dienstfertig und verträglich, war Pater Vela eher ein Berater, eine Art Socialpolizei von Villavencio und seiner Umgebung geworden. So bestieg er denn auch am folgenden Abend nach dem verunglückten Raketenexperiment die Kanzel und hielt der versammelten Gemeinde eine sehr vernünftige Ansprache darüber, dass man nicht durch solch mutwilliges Gebahren die Sicherheit des ganzen Dorfes gefährden und dasselbe in Brand stecken sollte etc. Diese väterliche Ermahnung trug da sicherlich mehr Früchte als irgend eine Polizeiverordnung.

Da die Kirche in jenen Gegenden neben der Erbauung die einzige Zerstreung bietet, so wurde sie auch, namentlich in der heiligen Nacht, stark besucht. Die Frauen kauerten auf dem Lehm Boden nieder. Ein Harmonium, auf welchem man auch Tänze zu spielen sich nicht scheute, erhöhte mit seinem Spiel die Feier. Ja einige sehr gute Guitarre- und Tipplespieler liessen in der Kirche ihre volkstümlichen Weisen ertönen, Tänze, *bambucos*, etc., zur

Verherrlichung des Abends. Es war das Ganze ein naives, herzliches, schönes Volksfest, an dem Jedermann sich freute.

Nach Weihnachten wurde es stiller. Um sich die Zeit zu vertreiben, wurden hie und da einige barbarische Hahnenkämpfe auf offener Strasse veranstaltet, die uns einfach Grausen einflössen und Abscheu einjagen. Die Hähne der Llanos sind tapfer und gut, ihre Sporen scharf geschliffen, ihre Wut und Erbitterung gross. Nur ganz übel zugerichtet, lässt der Schwächere vom Kampfe ab.

Dieses sonderbare, halb heitere, halb barbarische Verhalten veranlasst uns, den Typus des Llanero zumhängender zu schildern. Der Bewohner des Llanos ist, wenn auch gebräunt durch die Tropensonne, meist von weisser Farbe, trotzdem er ein Mischling der Weissen und der Indianer ist. In der Regel ist er sehr muskulös und gut gebaut. Nicht selten sind bei den Männern rote Wangen, während die Frauen in jenem Klima leicht bleichsüchtig, chlorotisch werden. Der Sohn der Pampas, nur etwa mit Hemd (heute wenn möglich Flanellhemd) und Hose bekleidet, ist im höchsten Grade freiheitsliebend; die Pampas haben für den Unabhängigkeitskrieg des Landes die besten Soldaten geliefert, todesmutig im Kampfe. Dem Anprall der Reiterscharen der Llaneros widerstanden die Spanier selten; ihren Lanzenstichen und Säbelhieben erlagen sie massenhaft. Der Llaneros ist im Kriege so furchtbar, dass er ein Künstler des Todes genannt worden ist. Nach dem Siege will er ohne Belohnung und Geld sofort wieder heimziehen, denn die Llanos liebt er mit wahrer Begeisterung und hat an dem Nomadenleben die grösste Freude trotz der vielen Gefahren; diese besteht er mutig. Er schwimmt vorzüglich; seine Lust ist es, die wilden ungezähmten Pferde einzufangen und zu bezwingen. Er ist offen und frank und blickt stets gerade heraus drein. Seine Redlichkeit ist sprichwörtlich. Mit den Guten ist er demütig, gegen die Stolzen hochmütig. Er ist empfindlich, nachtragend, aber nicht eigentlich rachsüchtig. Er liebt Spässe und Streiche, welcher Art, das zeigt folgende Begebenheit.

Im Jahre 1876 war der französische Reisende André in die Llanos von San Martin gekommen; er schien, wohl mit Unrecht, vielleicht infolge der Sprachverschiedenheit, den Llaneros ein süffisanter, hochnasiger, mit nichts zufriedener und absprechender Mann zu sein, und sie dachten bei sich: „Warte, wir wollen dir deine Barschheit uns gegenüber eintreiben.“ Gesagt, gethan. In der Nähe von Villavencio fuhren sie plötzlich in ein Nest grosser Wespen, die fürchterlich stechen, und ritten davon, sich hinter Sträuchern verbergend. Arglos kam der Reisende mit seinem Begleiter heran und wurde nun von den wütenden Tieren angefallen. „*Hormigill, hormigill!*“ habe er

ausgerufen, was so viel hiesse als „Ameiserei!“ Die Llaneros lachten sich fast zu Tode. Herr André aber schrieb in seinem Reisebericht im „Tour du Monde“, in den Llanos gebe es eine Wespenart, welche den Menschen direkt angreife. Es gibt keine solche. Dies ist der mir von den Beteiligten selber verratene, wahre Sachverhalt.

In allen seinen Bewegungen ist der Llanero lebhaft und voll von einer gewissen natürlichen Anmut, galant und leidenschaftlich nach seiner Weise; freigebig gegenüber seiner *querida*, seiner Geliebten oder seinem Weibe, aber stets fort Don Juan und auf Eroberungen erpicht. Dem Spiel und dem Vergnügen gibt er sich bei den ihm so selten dargebotenen Gelegenheiten mit Passion hin. So kannte ich in der *hacienda Los Pavitos* einen jungen, aufgeweckten Burschen von etwa 16 Jahren, der dort während eines halben Jahres gearbeitet und sich einige Dollars verdient hatte. Dieser Bursche, fast noch ein Knabe, kam nun um Weihnachten nach Villavencio und begann da in einer unserm Hause gegenüber liegenden Schenke *anisado* (Schnaps mit Anis) zu trinken, Verschen zu singen und dazu *tiple* (eine kleine Gitarre) zu spielen. Er spielte die ganze Nacht unaufhörlich, sang und kneipte; morgens zwischen 7 und 8 Uhr sang er noch weiter Nachmittags 3 Uhr begegneten wir ihm in der Umgebung, wie er ganz ergeben auf seinem Tiere davonritt. Er hatte aus all dem mühsam ersparten Lohne einzig einen braunen Filzhut kaufen können, den er uns lächelnd zeigte. Von Reue über das weggeworfene Geld und die durchgebrachte Nacht war nichts zu sehen. Im Gegenteil ritt der Bursche selbstbewusst und fröhlich davon.

Besonderes Talent hat der Llanero zum raschen Begreifen und Reden. Ausspotten und höhnen dünkt ihn lustig. Namentlich liebt er Gesang, Poesie und Musik, aber er übertreibt dann seine Gedanken und ist nur einfach in der Vergleichung mit der Natur; sonst schneidet er möglichst auf. Seine heroischen Strophen (*galerones*) handeln grosssprecherisch von einem Stier, einem Pferde, einer Lanze, einem Weibe, einem Zweikampfe. Bald heisst es darin, er fasse die Kaimane nur so mit der Hand, bald, er töte Tiger mit einer Ohrfeige, bald, er lasse mit einem Fusstritt einen Stier einige Meilen weit fliegen. Alle diese Verse, die originellsten, kleinen zwei- oder vierzeiligen Strophen improvisiert er mit erstaunlicher Leichtigkeit und Sicherheit. Er begleitet deren singenden Vortrag mit den *maracas* (Rohre, mit Steinen oder Körnern gefüllt, und im Takte geschwungen), mit dem *tiple* oder der *bandola*, kleinen Gitarren, die entweder geschlagen oder mit einem Hornfederchen gezwickt werden. Seine Stimme ist stark, da sie weithin vernehmbar sein muss. Seine

Aussprache ist etwas sonderbar. Statt ll sagt er y (*cabajo* statt *caballo*, *cabaljo*), er spricht s, r und l am Ende der Worte nicht aus, sagt statt ido und ado in den Endungen io und ao und spricht sie in langgezogenem, singendem Tone.

Der Llanero vergegenwärtigt das Uebergangsstadium zwischen unserer Kultur und der Barbarei der wilden Indianer, zwischen Gesetz und absoluter Freiheit, zwischen Gesellschaft und Einsamkeit, zwischen gänzlicher Ungebundenheit und all unsern zum Teil konventionellen Beschränkungen wie Mode, Polizeiverordnungen, Parlamentarismus etc. Seinen Kulturstandpunkt illustriert sehr hübsch folgende Anekdote, welche von dem gut katholischen Blatte *La Nacion* in Bogotá veröffentlicht wurde. Kommen da eines Tages zwei ganz unwissende Llaneros in ein Dorf des Innern des Landes und sehen zum ersten Male eine Kirche. Verwundert betrachtet der eine, der zuerst hineinzutreten wagt, die Kostbarkeiten des Dorfkirchleins. Da kommt der Geistliche, befragt ihn um seine Herkunft u. s. w. und will dann auch sehen, wie es um seinen Glauben stehe. „Glaubst Du, dass unser Herr Jesus misshandelt und gekreuzigt wurde und am dritten Tage auferstanden ist?“ fragt er den Llaneros. Dieser antwortet ganz ausweichend und sucht sich eiligst der Gesellschaft des Geistlichen zu entziehen. Draussen findet er seinen Gefährten und sagt zu ihm: „Du, nimm dich in Acht, wenn du in die Kirche gehst. Sage ja nichts! Sie sind eben dran, eine Untersuchung vorzunehmen über einen *Mord!*“ . . .

So ist eben der Llanero ein Naturtypus, eine Mischung von Civilisation und Naturwüchsigkeit; seine Augen sprühen bald wilde Leidenschaften, bald wieder höchste Milde und Naivetät. Behandelt man ihn liebevoll, so ist er der sanfteste, uneigennützigste und treueste Mensch und Freund. Beschimpft man ihm, so wird er zum Tiger. Bei ihm ist noch fast alles Instinkt; er kennt nicht die lange Ueberlegung oder das abwiegende und abgewogene Handeln des Kulturmenschen.

V.

Die rechten Llaneros sollten wir erst noch kennen lernen. Am Tage nach Neujahr 1884, das ganz still vorbeigegangen war und auch als ein Zeitabschnitt im Sommer nicht besonders gefeiert wird, machten wir uns wieder nach der Farm *Los Pavitos* auf, ritten aber fast ununterbrochen 16 Stunden lang in der Richtung gegen den Meta zu. Zu essen bekamen wir beinahe nichts. Ausgezeichnet schmeckte aber der in den Taschen der Lederhosen (*zamarros*) aufbewahrte

Rohzucker, die *panela*, welche Hunger und Durst zu stillen schien. Wir ritten an der *Loma* vorbei, einem mitten in der Ebene gelegenen, mit Urwald fast verdeckten Hügel von etwa 20 Meter Höhe, der als der einzige seiner Art auf viele Stunden hin sichtbar ist. Hinwieder sahen wir den Wassern entlang Palmenalleen, Tempelsäulen, Dome bildend. Hie und da, um die Lagunen herum, erhoben sich wahre Amphitheater oder Rundplätze von *moriches*.

Am zweiten Tage, morgens gegen 10 Uhr, gerieten wir in dichteres Gras hinein, das bald dem Reiter bis an die Brust reichte. Das Vordringen der Tiere war äusserst erschwert. Eine Zeit lang glaubten wir unsern Pfad verloren zu haben, und es bemächtigte sich unserer eine gewisse Aufregung, da wir nur Himmel und Gras um uns sahen. Endlich konnten wir uns durch in der Ferne winkende Palmen orientieren. Während wir im hohen Grase uns mühsam vorwärts arbeiteten, sahen wir ganz nahe einen Tapir, *danta*, der aber entfloh. In unserer Lage dachten wir nicht daran, ihn zu verfolgen. Sein Fleisch, hiess es zudem, sei nicht schmackhaft.

Um die nämliche Zeit begannen die Passatwinde von Osten, d. h. von der Meeresküste her, zu blasen und gaben uns ziemliche Kühlung. Diese Sommerwinde, die während sechs Stunden täglich wehen, sind in dieser tropischen Hitze gar angenehme Reisebegleiter. Nachdem wir gegen Mittag eine recht sandige, dürre Wüste (*vega*) voller Schlangen passiert hatten, näherten wir uns einem Arm des Rionegroflusses, der hier in der Ebene langsam und träge dahinfließt. Da derselbe eine lange, aber sehr enge Windung bildet (wie die Aare bei der Felsenau) und die eingeschlossene Halbinsel ganz mit Urwald bedeckt ist, so war der Ritt im kühlen Schatten mit dem Ausblick auf den Strom zu beiden Seiten, der hier und da durch das Blätterwerk schimmerte, ein wahrer Hochgenuss.

Gegen 2 Uhr nachmittags gelangten wir vorn an die Spitze der Windung. Der Fluss mochte dort etwa 30 Meter breit sein. Wir riefen mit lauter Stimme hinüber, um unsere Ankunft anzuzeigen. Niemand erschien. Nach halbstündigem Warten entschloss sich unser Freund Abadia, der Caucaner, entweder eine Furt aufzusuchen, um mit unseren Tieren überzusetzen oder aber jenseits des Flusses irgend einen Kahn ausfindig zu machen, dessen Vorhandensein man annehmen konnte. Er warf sich ins Wasser, schwamm hinüber und fand richtig eine *canoa* (langer Kahn aus einem ausgehöhlten Baumstamme), in welchen wir unsere Sättel warfen und übersetzten, die Tiere zum Schwimmen nötigend. Wir klotzten die kleine Anhöhe auf dem andern Ufer hinan und nach einem Ritt von 20 Minuten erreichten wir die mitten in den Llanos stehende Farm Jacuana, gebildet aus

einem *rancho* (palmstrohgedeckte Hütte), einer Küche und vielen Einfriedungen. Diese Farm bildete den Mittelpunkt einer grossen Besitzung, in welcher nach ungefährender Schätzung bei zehntausend Rinder weideten. Antonio Rojas, ein Typus eines Llaneros, nahm uns auf und hiess uns willkommen.

Wie erstaunten wir zu vernehmen, dass wir einer grossen Gefahr entgangen waren. Etwa 20 Meter weiter aufwärts von der Stelle, wo Abadia einen Kahn losgelöst hatte, ging nämlich eine sehr gut passierbare, uns leider unbekannte Furt durch. Zwischen derselben und der Kahnstelle hauste ein mächtiger Kaiman, der erst am Tage vorher einem Hund der Farm aufgelaert und ihn verspeist hatte. Trotz Aufstellens vieler Fallen mit vergiftetem Fleisch, trotz vielen Nachstellungen hatte man bisher den bösen Gast nicht töten können. Abadia war also, bei seinem Hinüberschwimmen, Gefahr gelaufen, nicht nur von einem elektrischen Fische, deren es dort viele gibt, getroffen, gelähmt und dann vom Wasser weggeschwemmt, sondern auch vom jagdmachenden Kaiman verzehrt zu werden. Wir waren sehr froh, dass unserm Freund keine Unbill zugestossen und nahmen uns aus dem Vorgang eine ernste Mahnung.

Wie wir am nämlichen Abend plaudernd um die Hütte lagen, die einen in den Netzhängematten (*chinchorros*), die andern am Boden, rief plötzlich Antonio Rojas: „Sie sind drüben auf der andern Seite des Flusses.“ Wir strengten unser Gehör umsonst an, um zu vernehmen, was gehört werden könnte. Antonio lauschte wieder; dann rief er bestimmt: „Es ist der Neger Brizuela, der kommen soll, um das Vieh zu zeichnen.“ Wir legten uns auf die Erde, wir spähten. Nichts war hörbar. Antonio liess einen lauten Ruf erschallen, dann behauptete er, die späten Ankömmlinge hätten einige Hunde bei sich und näherten sich nach geraumer Zeit unserer Hütte. Erst als die zwei Knechte (*peones*) ganz nahe waren, merkten wir ihre Anwesenheit. Hätte ich dieser erstaunlichen Gehörprobe nicht selbst beigewohnt und konstatiert, dass Antonio auf eine Distanz von einer halben Stunde, allerdings bei Nacht und völliger Stille, die verschiedenen Stimmen unterscheiden konnte, so würde ich das Ganze für eine unmögliche Leistung halten; so blieb meinen Gefährten und mir nichts übrig als die organische Vortrefflichkeit dieses Sinnesorgans der Llaneros zu bewundern.

Unsere Hütte war sehr einfach, aber merkwürdig möbliert. Ich schlief auf einer Pritsche, die mit einer doppelten Schicht von Fellen belegt war. Da waren Felle von Jaguaren, von *pumas* oder amerikanischen Löwen, von schwarzen Bären und von langhaarigen, wie mit Stroh behaarten Ameisenbären. Man schlief mit träumender

Phantasie ein und genoss eine vorzügliche Nachtruhe. In der zweiten Nacht aber sollten wir unsanft aus derselben gestört werden. Es ertönte plötzlich der Ruf „Feuer“, und wir erwachten inmitten eines entsetzlichen Qualmes. Ich ergriff meine neben mir liegende Brille und fühlte im gleichen Moment einen durchdringenden Stich in der Hand. Wir sprangen hinaus ins Freie, schlaftrunken und unwissend. Das Feuer war unterdessen rasch gelöscht worden: Es war eine Kerze auf eine Korbflasche als Kerzenstock gesteckt gewesen, und der Inhalt hatte Feuer gefangen; durch den aufsteigenden Rauch aber waren die im Dachgiebel unter dem Palmstroh nistenden grossen Wespen aus ihren Nestern aufgescheucht worden und stürzten sich auf ihre vermeintlichen Angreifer. Abadia war zuerst gestochen und aufgeweckt worden; er machte Lärm, glücklicherweise frühzeitig genug, um uns vor grösserm Schaden in diesem *rancho* zu behüten, der ja wie ein Kartenhaus aufgelodert hätte. Die gestochenen Stellen schwellen bedenklich an und waren sehr schmerzhaft. Abadia war in die Backen gestochen und machte unwillkürlich Grimassen, die grosse Heiterkeit erregten.

Zwischen 5 und 6 Uhr morgens stand Antonio Rojas an unserm Lager mit einem Halbkürbis (*totuma*) voll schwarzen Kaffees, den wir mit Behagen tranken. Es ist der beste Kaffee, den ich je genossen, und Alle, die in den gleichen Fall kamen, werden dieses, immerhin subjektive, durch die Zeit, die Umstände und das dortige Leben beeinflusste Urteil bestätigen. Gegen 6 Uhr stand man auf und nahm ein Gläschen *aguardiente* (Feuerwasser, Schnaps) aus einer Flasche, in welche viele Kräuter eingelegt waren, welche gegen Fieberanfalle gut sein sollten. Dann ritt man aus; erst später frühstückte man. Man sass dabei allerdings etwas unbequem, die einen auf dem Boden, die andern auf den Panzern der Landschildkröte, die eingefangen und gemästet wird, um als Leckerbissen verzehrt zu werden. Schliesslich dient das Knochengerüste als Schemel. Ich sah *tortugas* (Schildkröten), die 60 cm lang und 45 cm breit waren und ausgezeichnete Schalen, allerdings von erdgrauer, unansehnlicher Farbe lieferten.

Der von der Jacuana aus zu unternehmende Hauptausflug galt diesmal dem grössten Nebenfluss des Orinoko, dem Meta, den man in circa zweieinhalbstündigem Ritt gen Norden erreichen konnte. Auf dem Wege dahin frühstückten wir in einem kleinen Schuppen (vier Pfählen mit Palmstrohdach), in welchem verschiedene Tigerschädel lagen, aus denen ich nicht ohne grosse Mühe mit Kieselsteinen Zähne ausbrach, die in der Heimat zu Schmucksachen verarbeitet wurden oder mein Museum zieren. Dabei erzählte man sich

Tigerjagdgeschichten, die ich hier nicht wiedergebe, weil sie gewöhnlich in Europa spöttisch überlegenem, ungläubigem Lächeln begegnen, so sehr sie auch für denjenigen, der sie aus dem Munde der ganz natürlich erzählenden Pampasbewohner vernommen, den Stempel der Wahrheit an sich tragen.

Unter muntern Gesprächen gelangten wir etwa um 2 Uhr nachmittags an den Metafluss, an einen Punkt, der la Bandera genannt wird. Wir waren circa 45 Stunden von der Hauptstadt Bogotá und circa 362 Stunden von der Mündung des Orinoko in den Ozean entfernt. Aus dem den Fluss begleitenden, gegen den Strand hin sich senkenden Wald heraus traten wir auf eine etwa acht Fuss über dem Flussniveau sich erhebende Sandbank. Der Meta ist hier etwa 200 Meter breit, romantisch und wild wie der untere Magdalena; seine Wasser sind wie die jenes Flusses schlammig und trüb. In denselben tummelt sich ebenfalls der Kaiman herum, und wir sahen einen grossen Vertreter dieser hässlichen Flussräuber unten im Flusse schwimmen. Wir banden die Maultiere und Pferde an die Bäume entledigten uns der *zamarros* (Reitlederhosen), legten uns auf dieselben nieder, betrachteten das uns gebotene Naturschauspiel und plauderten gemächlich von der Zukunft des Flusses.

Der Meta ist bis hieher gewiss schiffbar, wenn auch die vielen Windungen und Sandbänke die Fahrt nur ganz kleinen Dampfern ermöglichen. Wie wichtig ist diese Verkehrsstrasse! Jetzt muss man, um nach Ciudad Bolivar oder Angostura am Orinoko, wohin die grossen Dampfer vom Meere aus noch hinkommen, hinunterzufahren, einen vollen Monat in den unbequemen Ruder- oder Segelbooten zubringen, der Hitze und der Mosquitoplage ausgesetzt; beim Aufwärtsfahren und bei ungünstigen Winden dauert die Fahrt noch länger. Wie viel kürzer wäre dieselbe auf einem Dampfer. Von dem Landungsplatz, wo wir uns befinden, könnte ein guter Reiter in 3—4, Lasten in 8 Tagen die Hauptstadt Bogotá erreichen. Das Innere des Staates Colombien hätte dann wenigstens zwei grosse Zufahrtsstrassen, den Magdalena und den Orinoko-Meta. Nicht umsonst hat Herr Bonnet, ein französischer Handelsmann, auf dem Meta viele Waren eingeführt, angelockt durch die versprochene Zollfreiheit, die für das grosse Risiko einigermaßen Ersatz bieten sollte. Bei dieser Aussicht auf kommerzielle Vorteile war es denn auch nur eine Frage von Monaten, dass ein Dampfer, den Herr Bonnet bestellt, hieher gefahren wäre. Die Regierung hob aber die Zollfreiheit dieses „Hafens“ wieder auf und störte dadurch die Privatinitiative auf die empfindlichste Art. Noch heute ist das Projekt, für das Herr Bonnet unermüdlich arbeitet, nicht verwirklicht.

Wir sprachen ferner von allerlei Jagden, und es wurden dabei auch die Wildschweine, *jabalies* oder *cafuches*, erwähnt, die in grossen Herden durch die Wälder ziehen, den Rüssel zur Erde gesenkt. Aufgehalten durch einen Schuss oder dgl., schauen sie empor und wehe demjenigen, der nicht irgend einen Anführer derselben weg-schiesst! Sie stürzen auf ihn los, umlagern den Baum, auf den er sich geflüchtet, zernagen denselben, fallen über den Unglücklichen her und zerfleischen ihn. Wer aber bei ihrer Annäherung auch nur einen Meter hoch auf einen Baumstamm steigt und sich ruhig verhält, der wird nicht bemerkt und sieht die Herde vorüberziehen.

Hierauf fingen wir an, auf langbeinige Störche jenseits des Flusses zu schiessen und dem Kaiman im Flusse drunten einige Kugeln zuzusenden. Unterdessen hatte sich ein Geräusch erhoben, das dem Trampeln einer Viehherde glich und immer näher kam. Auf einmal riefen die beiden Llaneros aufspringend und ganz bestürzt: „*Los cafuches, los cafuches!* (Die Wildschweine, die Wildschweine!) *Los caballos, los caballos!* (Die Pferde, die Pferde!)“ Wir vier „Bogotaner“ stürzten uns auf die sechs Reittiere, während die zwei Llaneros die zwei mitgebrachten Gewehre ergriffen und sich ins Dickicht hineinwarfen. In aller Hast und mit grosser Mühe konnten wir in die *zamarros* schlüpfen, die Tiere losbinden, uns hinaufschwingen und den Wald hinauf ins freie Feld hinausgaloppieren. Da ich meinen Revolver bei mir hatte, kehrte ich zu Fuss zurück, um mit den Llaneros zusammen zu kämpfen. Ich kam gerade in demselben Momente wieder bei denselben an, wo die Bestien rechtsumkehrt machten und in wilder Flucht grunzend davonjagten, wobei wir durch Flinten- und Revolverschüsse noch einige verwundeten. Wir standen an einem etwa zwei Meter breiten, nur etwa einen Meter tiefen Graben. Diesseits die beiden Llaneros. Die wilde Herde war herangekommen, und schon hatte eines der Tiere den Graben passiert, da mein Gevatter Fernandez in der Aufregung den Mechanismus des Hinterladers vergass, der darin bestand, dass zum Losdrücken zuerst eine bestimmte Feder berührt werden musste. Schon hatte ein Eber seine Zähne in die Wade von Antonio Rojas gebohrt, der bedeutend blutete, als es durch einige gute Schüsse gelang, die Schweine zum Umkehren zu bewegen. Es blieb uns diese Umkehr rätselhaft, da sonst die Tiere nicht Kehrt machen. Wir konnten dieses Glück uns nur dadurch erklären, das eines der kleinsten Tiere, das vorangelaufen war, der Chef der Bande war, obschon er keinen weissen Fleck auf der Stirne trug, wie dies bei den gewöhnlichen der Fall sein soll. Ist der Chef getötet, dann reissen die Tiere aus, wie das wohl hier geschah. Die Fliehenden mochten 300—400 an der Zahl betragen und sprangen davon, dass

der Boden zitterte. Auch wir zitterten. Wir hatten ein grosses Tier und den kleinen „Anführer“ getötet und ein anderes Tier schwer verwundet. Auf unserer Seite zählten wir die Verwundung von Antonio, den Tod eines Hundes und die schwere Verwundung eines reizenden schwarzen Hündchens, das ganz zerfetzt war. Die übrigen Hunde, wohl dreissig an der Zahl, unansehnliche, kleine, aber sehr zuverlässige und zur Jagd abgerichtete Tiere, waren unversehrt. Nun schleiften wir die beiden toten Schweine mit Anstrengung ans Ufer hinunter. Das grössere wog gewiss mehrere Centner; es war kleiner als die Wildschweine, die ich in Europa gesehen, aber ebenso hässlich und mit ebenso spitzen Hauern. Dann riefen wir die auf der Haide wartenden Kameraden mit den Pferden wieder herbei. Man nahm die Eber aus, hieb jedem ein Paar Schenkel ab, band diese zusammen und legte sie auf den Rücken je eines Pferdes hinter den Sattel. Das übrige Fleisch wurde dagelassen. Dann wurde der Rückzug angetreten. Ich nahm das verwundete Hündchen auf den Sattel, es winselte jämmerlich; am folgenden Tage starb es.

Auf der Farm genossen wir das Fleisch der *cafuches* und fanden es, entgegen der landläufigen Meinung, saftig und gut; doch assen wir wenig davon, es hatte niemand so rechten Appetit, wenn er an diesen Ueberfall dachte, der übel hätte enden können. Wären wir auf Bäume geklettert, so hätten unsere Reittiere in der Angst gegen die Schweine ausgeschlagen; diese hätten aufgeschaut und uns belagert. In den Fluss konnten wir auch nicht, denn da hauste der Kaiman. Ein schalkhafter Streich hätte die Lage noch komplizieren können. Der Gymnasiast Simon Restrepo hatte uns Allen während der Reise mancherlei knabenhaften Schabernak angethan. Einer der Mitreisenden dachte am Meta-Ufer, er wolle ihm dies vergelten, und schnallte seinem Pferde den Bauchgurt auf. Wie wir nun in aller Hast den Wald hinaufflüchteten, da glitt der Sattel des jungen Restrepo mit demselben hinten über das Pferd herab. Glücklicherweise nahm weder der Reiter Schaden, noch entrann das Pferd. Der mutwillige Junge musste aber mitten in aller Gefahr sein Tier noch geschwind satteln, um zu entkommen!

VI.

In zwei folgenden Tagen unternahmen wir noch Ausflüge in einer andern Richtung. Einmal nach einer grossen Lagune Dunasita, die ca. 5 Stunden lang ist, also einem See gleicht. Wie eigenartig war dieser See! Palmwälder rahmen ihn ein in graziöser Umfassung. Im Morast seiner Ufer hausen die grossen Boas. Wir schossen auf viele

Wildenten, die herumflogen und gar keine Miene machten, zu entfliehen. Ich traf eine solche etwa 30 Schritte vor mir auf scheinbar trockenem Uferboden. Zum Glück warnte man mich, sie zu holen, denn plötzlich erhob sich etwas wie ein Kopf aus dem Morast und weg war die Ente. Der Boa wünschten wir gute Mahlzeit.

Am dritten Tage endlich ritten wir bis zum *cano Pachaquiario* und zwar auf dem Wege, der zur Farm der *compania de Colombia*, der grössten Grundbesitzerin dieses Teiles der Llanos und nach dem Dörfchen San Martin führt. Um die Mittagszeit herum standen wir am genannten Flüsschen (*cano*), das, wie einer unserer Gebirgsbäche bei gutem Wetter, kristallklar fliesst. Wären wir nicht zu erhitzt gewesen, so hätten wir uns zum Bade in das einladende Wasser gestürzt. Wir thaten es glücklicherweise nicht. Etwa eine halbe Stunde waren wir am heissen Strande gesessen und hatten unser Mittagsmahl zuzubereiten begonnen, als wir im Flusse etwas sich regen sahen. Wir gaben Feuer und sahen bald einen Körper ans Ufer treiben. Es war ein kleiner Kaiman, *cachirro* genannt, jener Art angehörend, die auch die Stromschnellen passieren und in den obern Flusslauf hinaufdringen kann. Wir feuerten noch mehrere Schüsse auf den Verwundeten ab. Als er nahe am Ufer war, trat ich herzu und sandte ihm eine Kugel senkrecht auf den Schädel, der durchbohrt schien. Wir zogen den vermeintlich Toten ans Land. Es war ein schmales Tier von etwa einem Meter Länge, aber mit verderbendrohendem Rachen. Ordentlich fuhren wir zusammen, als es auf einmal mit dem Schwanze den Sand zu peitschen begann! Einer band einen Strick an diesen Körperteil und zerrte das Tier umher. Noch fast zehn Minuten schlug es um sich und zwar einmal mit solcher Gewalt, dass einer der Unrigen umgerissen wurde. Endlich verendete es. Das gab uns eine Idee von der bekannten Zählebigkeit der grossen Kaimane.

Auf diesen Streifzügen hatte uns auch ein Jüngling begleitet, dem ich einige Worte widmen muss. Er hiess *Maestre*, Meister! Woher hatte er diesen Namen? *Maestre* war ein Kind eines wilden Indianerstammes. In der That wohnten wir nur eine Tagreise von denselben weg, und der benachbarte Stamm kam immer nach der Farm, um Vieh zu stehlen. Wegen der Einsamkeit, in der sich Antonio Rojas den grössten Teil des Jahres hindurch befand, und wegen seiner geringen Knechteschar musste er suchen, mit den Wilden gut auszukommen und die Züchtigung auf später zu verschieben, denn Selbsthülfe hätte nur dazu geführt, dass ihm eines Tages das Haus über dem Kopf angezündet worden wäre. Ich könnte nun über diese wilden Indianer, die Guahivos, Salivas, Cabres, Achaguas, Chucumas Vieles berichten, das ich von durchaus glaubwürdigen Leuten gehört.

Ich unterlasse es, weil ich nur Selbstgesehenes erzählen und nicht gewisse Reisende nachahmen will, von denen ich ganz sicher weiss, dass sie nie bei jenen Wilden waren, die aber dennoch ganze Seiten über sie berichten, ja sogar Abbildungen von ihnen zum Besten geben! Der einzige wilde Indianer, den ich sah, war Maestre. Antonio Rojas war einst über Feld geritten und befand sich in der Nähe des Indianerdorfes, als ein Knabe weinend aus einem Gebüsch trat und ihn um Schutz anflehte. Antonio nahm ihn mit sich und lehrte ihn etwas spanisch, da er natürlich kein Wort dieser Sprache verstund. So erfuhr Antonio, dass der Vater des Knaben wegen irgend einer Blutrache getötet und letzterer ausgesetzt worden war. Maestre wurde nun auf der Farm zur Arbeit angehalten und arbeitete auch langsam, aber fleissig. Vor einem Jahre war er vom Pater Vela notdürftig in der Christenlehre unterrichtet und getauft worden. Jetzt war er ein schöner, kräftig gewachsener Jüngling von etwa 17 Jahren, ganz dunkelbraun, mit grossem, fast viereckig scheinendem Kopf, schlaffen, schwarzen Haaren, breiten Schultern und prächtiger Muskulatur, ein Naturkind im wahren Sinne des Wortes. Maestre aber blieb stets schweigsam, sprach fast nichts, und es schwebte über seinem Gesichte eine Wolke von Melancholie, welche nie einem Lächeln wich. Auf unsere teilnahmsvollen Fragen gab er nur kurz und ausweichend Antwort. Antonio folgte er wie ein Hündchen. Ritt derselbe nach Villavencio und gab er ihm Befehl, bei irgend einer Palme auf dem 18stündigen Wege seiner zu warten, so war er sicher, dass bei Rückkehr Maestre unter dem bezeichneten Baume lag, mochte er auch stundenlang gewartet haben. Er war eben im höchsten Grade geduldig wie jeder Indianer. Man hat uns später über ihn erzählt, er habe eines Tages voll Sehnsucht zu Antonio gesagt, er wolle hinziehen zu seinem Stamme, um sich zu verheiraten.

Der Tag der Abreise rückte nur zu schnell für uns heran, denn wir hatten uns schon sehr an dieses Streifleben gewöhnt und fühlten uns auch gesund wie die Fische im Bache. Den Rückweg schlugen wir über Los Pavitos ein und brachten dort den Sonntag der h. Drei Könige zu. Eben sassen wir draussen im Hofe beim Frühstück, einer golden gebratenen Henne den Garaus machend, als ein Bote heransprengte mit der Meldung, *el tigre*, d. h. der Jaguar hätte auf einer benachbarten Dependenzfarm in der letzten Nacht ein grosses Kalb zerrissen. Aufspringen, die Waffen nehmen, die Tiere satteln, die Hunde zusammenrufen, war das Werk weniger Minuten; wir ritten mit den Boten auf die eine Stunde entfernte Farm zu. Die Sonne brannte fürchterlich. Gegen 1 Uhr kamen wir an Ort und

Stelle. Ruhig weidete die Herde. Da führten uns die Hunde mit lautem Geheul an eine Stelle, wo das Gras zerstampft und blutig war. Man sah, dass hier der Tiger seine Beute gepackt und sie trotz verzweifelten Widerstandes weiter gegen den Wald zu geschleppt hatte. Wir folgten der Schleifspur im Grase und kamen etwa 80 Schritte weiter zum Kadaver des Opfers. Da lag es mit geöffneter Brust, denn der Jaguar liest sich immer zuerst diese für ihn schmackhafteste Stelle des Rindes aus. Die Eingeweide hingen heraus, und schon waren die Aasgeier versammelt, die leckere Speise zu verzehren. Vier Mann hatten Mühe, das robuste Opfer nur einige Zoll hoch vom Boden zu erheben, so schwer war es. Der Tiger war auch ob der Arbeit, es in den Wald zu schleifen, erlahmt und hatte etwa 60 Meter vom Walde entfernt seine Beute verlassen müssen. Er hatte sich gesättigt oder war über seinem Schmaus gestört worden und wollte wahrscheinlich in der folgenden Nacht zurückkehren.

Nun ging es in den Wald hinein. „Aber wo ist der *perro tigre*, der Tigerhund?“ hiess es von allen Seiten plötzlich. Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit hatte man gerade den wichtigsten von allen 30—40 Hunden in Los Pavitos zurückgelassen, denjenigen, der die Fährte des Tigers aufspüren sollte. Man musste wieder auf die Farm nach ihm schicken. Erst um 3 Uhr kam er herbei. Er schnüffelte lange und heulte zum Himmel, dann ging er resolut in den Wald hinein, die Meute stürzte nach, hinter ihr die Jäger. Zwei volle Stunden liefen wir nun in dem Wald herum, die einen mit offenem Gewehr, ich mit gespanntem Revolver. Es war im Walde kein Weg vorhanden; wer nicht schnell den Voraneilenden nachlief, der verlor sie im Gebüsch aus den Augen und stand ratlos da, nur durch das Hundegebell zur Orientierung gebracht. Ein Straucheln, und die Waffe konnte sich entladen. Zwar war nicht zu befürchten, dass der Jaguar, gesättigt wie er war, uns angreifen würde; das thut er nur, wenn er Hunger hat, im Notfalle. Es war auch nicht anzunehmen, dass er von oben herab, von den Zweigen eines Baumes, aus auf uns herabspringen würde; er musste irgendwo in einem Schlupfwinkel liegen. Dennoch waren es zwei recht unheimelige Stunden, die wir im Walde derart zubrachten. Leider verlief das Suchen resultatlos. Der Tigerhund war zu spät am Nachmittage zur Fährte gekommen. Die Sonne hatte mit ihrem Brand den Geruch schon verflüchtigt. Wir mussten leer abziehen! An einem der folgenden Tage aber wurde der Jaguar, nachdem er noch einmal ein Kalb getötet, erlegt, und das Fell blieb in unsern Händen.

Es ist die Jagd auf Jaguare nicht so gefährlich, wie man gewöhnlich annimmt. Die Hunde stöbern den Bösewicht auf und treiben

ihn gegen irgend einen Felsblock oder einen Baumstamm, wo er sich verschanzt. Sie umstellen ihn im Halbkreis und bellen ihn wütend an, damit er nicht entwische. Hie und da wagt sich ein Hund zu weit vor, der Jaguar erhebt seine Tatzen, holt aus und zerreisst den Unvorsichtigen. Bei jeder Jagd gehen so einige Hunde zu Grunde. Die Jäger, mehrere an der Zahl, nähern sich den Hunden und schiessen über diese hinweg im Rotten- oder Salvenfeuer die Bestie, die sich selten zum Sprunge entschliesst, nieder. Man braucht nur ruhigen Blutes zu bleiben. Etwas anderes ist es, wenn der Jaguar auf offenem Felde jemanden anfällt. Da soll er durch Geistesgegenwart des Angefallenen nur dadurch aus der Fassung gebracht werden, dass letzterer, während der Tiger den grossen, sicher bemessenen Sprung auf seine Beute ausführt, ja nicht vorher, einen lauten Schrei ausstösst, wodurch das Tier zusammenschreckt, die Sicherheit des Sprunges verliert, an der Seite des Angegriffenen niederfällt und nun von diesem durch eine rasche Wendung mit der Lanze oder dem Waidmesser in die Flanke gestochen wird. Dies wird namentlich von einer Frau erzählt, die noch in den Llanos lebt und die im entscheidenden Augenblicke ihrem Manne die Lanze aus der Hand genommen und das Raubtier erlegt habe.

Gesättigt von all diesen Eindrücken gelangten wir nach Villavicencio zurück, wo die Familie Rojas nicht wenig erstaunt war, mich so munter zu treffen, da ich beim Wegzug einen Fieberanfall gehabt, aber dennoch auf der Beteiligung am Streifzuge bestanden hatte. Zur Fürsorge nahmen wir alle Chinin; es mochte dies auch nicht unnütz sein, denn zu unserm Leidwesen mussten wir erfahren, dass einige Tage später in der gleichen Farm Jacuana, nahe beim Meta, einige von den Arbeitern, *peones*, die zum Zeichnen des Viehes angeworben worden waren, wohl infolge von Durchnässung oder Ueberanstrengung von heftigen Fiebern befallen worden waren. Und in der gleichen Hütte, wo wir so gesund und frisch gelebt, lagen einige Tage darauf drei Leichen, diejenigen von zwei Erwachsenen und diejenige eines jungen Burschen. Ein anderer hatte noch nach einem halben Jahre mit dem Fieber zu thun. Und doch waren die Opfer Bewohner des Landes selbst, nicht Zugereiste wie wir! Dieser Vorfall warf auf all das Geschehene und Erlebte einen düstern Schatten

VII.

Meine Eindrücke über die Llanos kann ich folgendermassen zusammenfassen.

Gewiss sind die Llanos nicht gerade ungesund zu nennen; sie sind gesunder als ihr Ruf, wenigstens in den trockenen Monaten. Es genügt, sich dann vor Exzessen *jeglicher Art* zu hüten, die grösste Mässigkeit, namentlich in Bezug auf geistige Getränke, zu beobachten, Insolationen oder langes Durchnässtsein, namentlich nasse Füsse zu vermeiden; es genügt, zur rechten Zeit, nach der dortigen Methode Brechmittel zur Säuberung des Magens und dann darauf Chinin einzunehmen, Abreibungen mit Branntwein zu machen, nur Wollzeug zu tragen, früh zu Bette zu gehen, früh aufzustehen und sich möglichst zweckmässig zu baden, um leidlich gut davon zu kommen. Aber für denjenigen, der immer in den Llanos leben muss, ist doch das ganze milieu kein durchaus gesundes. Das beweisen namentlich die Frauen, die fast alle bleich und blutarm sind und schnell verwelken. Es ist richtig, dass die Llanos eine ziemlich gleichartige Temperatur haben und dass man dort nicht unter zu drückender Hitze zu leiden hat, wie an gewissen Orten des Magdalenathales, z. B. in Honda, denn der Regen, der Windzug über den Flüssen, die Passatwinde kühlen ab. Die mittlere Temperatur beträgt etwa 27° an der Cordillere. Die Mosquitos plagen wenig, nur die *garrapatas*, welche die Hosen heraufkriechen und sich in das Fleisch einbohren, sind lästige Gäste. Es ist richtig, dass eigentlich wenige Partien in den Llanos ganz überschwemmt werden, wenn auch das Wasser viel zu lange in den Pfützen, namentlich in den sogenannten Wegen im Walde stagniert. Es ist ferner richtig, dass der Landerwerb ausserordentlich billig ist, indem eine Hektare, die auf der Hochebene von Bogotá 50—250 Dollars kostet (und gegenwärtig noch mehr), hier auf 1½—2½ Dollar zu stehen kommt. Allerdings braucht man hier auch nur wenige Stunden im Tage zu arbeiten, um nicht nur genügend, sondern im Ueberfluss leben zu können. Es ist schliesslich richtig, dass noch Millionen von Hektaren völlig unbebaut und herrenlos, d. h. sogenanntes *terreno baldío* sind, und durch die Bebauung gesunde Einwanderer entschieden zu reichen Leuten machen könnten.

Aber dies alles hindert uns nicht, auch die Schattenseiten der Llanos hervorzuheben. Das Land ist fruchtbar, aber nur der Cordillere entlang, wo eine dicke vegetabilische Schicht liegt. In den eigentlichen Pampas aber sind die Gräser ziemlich geringwertig und müssen jedenfalls später noch gehörig verbessert, ferner muss das Erdreich durch richtiges Pflügen gelockert werden. Dazu fehlt es aber heute an Arbeitskräften, die nicht kommen wollen, weil sie in der Dauer doch dem Klima nicht recht gewachsen wären und nach und nach ihr Organismus durch Fieber geschwächt wird. Es fehlen auch die nötigen Verkehrsstrassen, und daher finden die Produkte nicht den

Absatz, den sie finden könnten. Es wird dabei nur das Unentbehrliche gepflanzt, und das Land bleibt arm. Ferner ist das Eigentum nicht immer gut abgegrenzt; dies befördert die Entstehung von Prozessen, die bei der absolut primitiven, ja darniederliegenden Justiz dieser Gegenden zur Qual werden. Auch sollte der Grundbesitz viel besser, viel intensiver verteilt sein, indem die grossen Grundherrschaften nirgends zu richtiger Bebauung hinreichen. Es ist eine zu sanguinische Hoffnung, zu glauben, dass im Territorium von San Martin 600,000 Tiere — geschweige denn, wie André behauptet, drei Millionen — leben könnten; denn zu deren Besorgung brauchte es auch eine entsprechende Anzahl Menschen. Zu deren Unterhalt wären andere Pflanzungen als die heutigen nötig!

„Nur die Arbeit wird die Llanos umgestalten“, heisst das Axiom der Llanosbewunderer. Gewiss. Der Mensch muss aber Alles in der Natur mit schweren Opfern erringen. So wird es denn auch noch *Hektatomben* von Menschenleben kosten, bis die Llanos der Zivilisation langsam zugänglich gemacht und langsam invadiert werden und zwar von den Tüchtigsten, seien es nun die Colombianer, die von der Cordillere ausgehen, seien es die Venezuelaner oder Brasilianer, die von der Küste durch das Flussnetz hinauf gegen die Anden vorrücken. Nur da, wo der Mensch schon viele Mitmenschen verloren hat, wird, so paradox dies auch klingen mag, ein Klima infolge der notwendigen aufgespeicherten Erfahrungen gesund und bewohnbar. Es verdienen deshalb die heutigen unscheinbaren Llanosbewohner als Pioniere der Menschheit für ihre Vorarbeit volle Anerkennung, denn das scheint uns gewiss, dass in kommenden Jahrhunderten die Llanos der Sitz von Kulturstaaten sein werden, die unterstützt durch ein einzigartiges Wasserstrassennetz, Millionen von Menschen Lebensunterhalt und Glück verschaffen dürften.

* * *

Sonntags, den 23. Januar 1884, nachmittags, warfen wir einen letzten Blick auf die unzähligen Cordillerengipfel zurück, die in unübertroffener Grossartigkeit sich rings um uns herum erhoben, und wir sahen von der letzten Cordillerenpasshöhe hinabreitend wieder auf die *savana* von Bogotá herab. Wie ernst erschien uns die Gegend, sie die baumlose, dunkelgrüne Hochebene mit den stillen Flüssen und den Lagunen. Und doch entzückte sie unser Herz, sollte uns ja nach anderthalbmonatlichem Umherstreifen wieder ein Kulturzentrum, eine Stadt aufnehmen. Als Bogotá mit seinen Kirchtürmen und seinem gewaltigen Häusermeer sichtbar wurde, da durchströmte uns

ein Wonnegefühl, als sähen wir die Fata morgana! Frierend, aber möglichst martialisch sprengten wir mit übergehängtem Jagdgewehr durch die von Spaziergängern wimmelnden Strassen. Mit unnennbarem Lächeln sahen wir den ersten Menschen an, der einen Cylinderhut trug. Freudig begrüßten wir die Kameraden.

Aber erst wollten sich unsere Augen nicht an die Dimensionen der Stadt gewöhnen. Der Hauptplatz, die Plaza Bolivar, erschien uns eng, die Strassen wie Gässchen: wir hatten nun schon so lange nur grosse Strecken, weite Ebenen mit den Augen gemessen. Wie klein, beschränkt und zusammengedrückt kam uns nun alles vor! Mit Recht. Unser Blick hatte sich durch das Betrachten so vieler Wunderwerke der Natur, durch so manche Erlebnisse und Abenteuer geweitet, und wir kehrten mit grösserm Gesichtskreis, freierm Herzen, männlicherem Sinn und praktischerer Lebensanschauung in das Kulturleben zurück.

